

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen in VIII. Nachtrage der Postzeitungspreislifte unter Nr. 719a.)

Abonnementspreis für Berlin wöchentlich 25 Pf. Einzelne (Eingetragen in VIII. Nachtrage der Postzeitungspreislifte unter Nr. 719a.)

**Insertionsgebühr**  
beträgt für die 3gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

### Die Volksschule in Preußen.

Es gab eine Zeit, wo die Volksschule in Preußen im Verhältnis zu den Volksschulen anderer Länder eine wahre Musteranstalt genannt werden konnte. Der Abstand zwischen ihr und den Rivalen war ein sehr großer.

Dieses Verhältnis hat sich nun in den letzten vierzig bis fünfzig Jahren zu Ungunsten Preußens wesentlich geändert. Nicht, als ob die Volksschule in Preußen in ihrer Entwicklung stehen geblieben wäre, aber der Abstand zwischen ihr und den Volksschulen der anderen größeren Staaten ist kleiner geworden. Preußen ist sogar, ganz abgesehen von einzelnen deutschen Kleinstaaten, von der Schweiz in Bezug auf die Güte der Volksschulen überholt worden und die nordamerikanischen Freistaaten stehen im Begriff, Preußen gleichfalls zu überflügeln.

Aus der ersten Stelle ist Preußen somit an die zweite, beziehungsweise dritte Stelle gedrängt worden. Frankreich und England aber sind ihm immer näher gerückt.

Nun wäre dies Näherücken gar nicht bedenklich, wenn die höchste Stufe in der Entwicklung der Volksschule in Preußen schon erreicht wäre. Aber dem ist nicht so. Im Gegenteil, es ist noch sehr viel zu wünschen übrig.

Bedarf es noch einer besonderen Erwähnung, daß wir bei diesem „sehr viel“ als Maßstab gar nicht diejenigen Zustände der Volksschule heranziehen, welche dem mündig gewordenen Kulturgedanken der Gegenwart entsprechen würden? Es wäre einfach lächerlich, einen solchen Vergleich anzustellen! Wir haben hier nur im Auge, was unter übrigen gleichbleibenden allgemeinen Zuständen auf diesem speziellen Gebiete erreicht werden kann und erreicht werden sollte — freilich nach Manches Wünsche eben nicht erreicht werden soll.

Wir betonen freilich nochmals, daß auch in den letzten Jahrzehnten einiges Gute für die Volksschule in Preußen geschehen ist, aber lange nicht genug, weder im Verhältnis zu anderen Staaten, noch im Verhältnis zu anderen Einrichtungen im eigenen Lande.

Zunächst wollen wir nur auf einen Punkt aufmerksam machen. Die preussische Verfassung verlangt, daß der Unterricht in den Volksschulen unentgeltlich sein soll. Nun aber findet es sich, daß nur ausnahmsweise dieser Unterricht unentgeltlich gewährt, daß somit der Verfassung nicht einmal annähernd Genüge geleistet wird, bei einer Einrichtung, welche von ihr als die unentbehrliche Grundlage der Kulturentwicklung eines Volkes hingestellt wird.

Die Gemeinden sollen in erster Hinsicht verpflichtet sein, die Kosten der unentgeltlichen Volksschule zu tragen; haben sie nicht genügend Mittel, dann soll der Staat eintreten. Die meisten Gemeinden aber sind zu arm oder zu verschuldet dazu und der Staat — er braucht sein Geld zu anderen Zwecken.

Im Jahre 1882 waren in Preußen nach den Angaben des preussischen statistischen Bureaus 5 380 038 Kinder schulpflichtig, von denen circa 4 380 000 zum regelmäßigen Schulbesuch angehalten worden sind. Wir wollen nun zugeben, daß es bei den schulpflichtigen Kindern unter 6 Jahren oft vorkommen mag und gewiß auch vorkommen darf, daß sie die Schule versäumen, ohne daß eine Strafe eintritt. Auch sind die Kinder der Reichen, die einen Hauslehrer halten, vom Besuche der Volksschule befreit. Aber der Hauptgrund der bedeutenden Schulversäumnisse liegt doch wohl in den großen Entfernungen, welche zahlreiche Kinder zur Schule zurückzulegen haben. So gibt es in Preußen 7011 Schulbezirke, zu denen nur je eine Ortschaft oder (in großen Städten) ein Bruchteil einer Ortschaft gehört, aber noch 4075 Schulbezirke, zu denen je zwei, 2255, zu denen je drei, 1281, zu denen je vier, 754, zu denen je fünf, 493, zu denen je sechs und 1150 Schulbezirke, zu denen je sieben bis zwölf Ortschaften gehören! Daraus geht hervor, welche weiten Wege viele Schulkinder machen müssen. Nur in 2525 Schulorten ist die Entfernung bis zur Schule unter einem Kilometer, in den übrigen von 1—7 Kilometer und in 121 Schulorten über eine deutsche Meile!

Da gäbe es also zu reformieren und zu ergänzen die Hülle und Fülle, wenn nur das Geld vorhanden wäre.

Noch schlimmer aber sieht es mit der Ueberfüllung der Schulen aus. Nur 1 836 299 Kinder von den 4 300 000 bis 5 300 000 Schulpflichtigen resp. Schulbesuchenden haben im Jahre 1882 einen normalen Schulunterricht genossen, wenn man den Grundsatz aufstellt, daß ein Lehrer nicht über 80 Kinder unterrichten kann. Die Zahl der Kinder ist wahrlich hoch genug gegriffen. 439 000 Kinder haben in Schulen ihren Unterricht empfangen, in denen auf circa 240 Schüler zwei Lehrer kommen. Läßt man auch dies noch mit 120 per Lehrer als erträglich gelten, so bleiben doch noch 2 275 000 Kinder übrig, welche in überfüllten Schulen (bis zu 200 Kindern!!!) geistig und körperlich leiden müssen anstatt normal unterrichtet zu

werden, damit nur wenigstens den formellen gesetzlichen Bestimmungen Genüge geleistet wird.

Alle dem könnte man nun leicht abhelfen, wenn genügend Geld vorhanden wäre.

Zahlen am Ende die Preußen zu geringe Steuern? Bei Leide nicht! Die indirekten Steuern sind sehr hoch und auch der Exzessor ist zur Einziehung der zahlreichen staatlichen und kommunalen, Kirchen- und Schulsteuern u. s. w. noch immer kräftigsteht bei der Arbeit.

Aber das Geld wird anderwärts gebraucht! Der Militarismus, die Marine u. s. w., sie fressen unerfütlich aus dem nationalen Steuersäckel.

Und so kann nicht gezeugnet werden, daß Preußens sogen. „Errungenschaften“ in den letzten zwanzig Jahren nimmermehr die Verluste aufwiegen, welche das populärste Institut des leitenden deutschen Staates, die Volksschule, durch Vernachlässigung erlitten hat.

Diese „unentbehrliche Grundlage der Kulturentwicklung eines Volkes“, aber bedarf der eifrigsten Sorgfalt und Pflege, wenn ein Volk nicht rückwärts- und niedergehen soll.

### Auf dem Gebiete der inneren Politik

und zwar der Wirtschaftspolitik finden wir lediglich die sogenannte „brennende Frage“, mit der sich gegenwärtig in Deutschland die Öffentlichkeit vorzugsweise beschäftigt.

Die „Hohe Politik“, das ist diejenige der Regierungen der einzelnen Reiche und Staaten zu einander, ist in die Sommerferien gegangen. Da aber die Lage der arbeitenden Klasse dieselbe geblieben ist, da ferner die Arbeiterbewegung und speziell der Kampf zwischen Kapital und Arbeit überall an die Oberfläche getreten ist, so kann es kein Wunder nehmen, daß das Interesse für soziale Politik, für Wirtschaftspolitik sich fortwährend im Vordergrund aller Erörterungen erhält.

Broschüren über Broschüren erscheinen über die soziale Frage, über das „Recht auf Arbeit“, über Kanalisation, und Kolonisation, und Zeitungsartikel über denselben Stoff thürmen sich hoch auf.

In der Praxis aber ist in wirtschaftlichen Dingen in unserem Vaterlande noch sehr wenig geschehen.

Sehen wir von den paar Privatkolonien à la Wilhelmshafen ab, die noch dazu ihre außerordentlich bedenkliche Seiten haben und leider geradezu eine rückläufige Bewegung zu machen scheinen, sehen wir ferner von der „ersten deutschen Kolonie“ an der Westküste von Afrika ab, deren Kümmerlichkeit selbst von den Freunden überseeischer Kolonisation achselzuckend zugegeben wird, so ist bis jetzt in deutschen Reich und vom deutschen Reich nichts gethan, was der langwierigen Proklamierung des „Rechts auf Arbeit“, auch in bescheidenster Auffassung derselben, einen praktischen Ausdruck gegeben hätte.

Man erfährt jetzt allerdings aus einer offiziellen Notiz, daß man an „maßgebender Stelle geneigt sei“, das Unternehmen des Nord-Ostsee-Kanals nicht der Privatthätigkeit zu überlassen, sondern die Ausführung desselben von Staatswegen in Angriff zu nehmen. Das konnten wir uns wohl denken — der Staat wird diesen Kanal gewiß selbst übernehmen. Aber wann wird er ihn bauen? Es heißt allerdings: bald! Aber das ist schon so oft gesagt worden, daß man ungläubig zu werden anfängt. Wenn „sofort“ sieben Monate bedeutet, kann da nicht „bald“ sieben Menschenalter umfassen? Aber wenn auch wirklich die Ausführung dieses einen Kanals bald, im Sinne der gewöhnlichen Sprache, in Angriff genommen wird, so macht doch immer noch eine Schwalbe nicht den Sommer aus.

Von anderer Seite aber wird auch behauptet, daß der Staat die Kolonisation im Innern nicht in Angriff nehmen dürfe; das sei Sache der Privaten, höchstens der Gemeinden, Kreise und Bezirke. Von der Thätigkeit der Privaten halten wir bekanntlich in dieser Beziehung nicht viel und mit der Thätigkeit der Gemeinden und Kreise ohne Staatshilfe ist es auch nicht sonderlich bestellt, da gerade die Kolonisationsarbeiten in den ärmeren Kreisen und Bezirken am notwendigsten sind und auch grade dort in Hülle und Fülle geschafft werden könnten.

Von allen Broschüren nun, die in letzter Zeit mit dem „Recht auf Arbeit“ in der oben angedeuteten Richtung hin sich beschäftigt haben, erscheint uns nur die von Max Stöpel herausgegebene nicht unbedeutend, und zwar weil sie wirklich praktische und erwägenswerte Vorschläge macht, die wohl geeignet sind, die Frage der Wege- und Kanalbauten, der Flugregulierungen, der Verbesserung des Uedlandes, im Ganzen die Frage der „Kolonisation im Innern“ ernsthaft in Fluß zu bringen.

Herr Stöpel empfiehlt zur Angreifung derartiger öffentlicher Arbeiten die Verwendung öffentlicher Mittel — dies acceptieren wir rückhaltlos. Die Beschaffung dieser Mittel für Gemeinde, Kreis, Bezirk, Provinz und für den Staat selbst soll durch den Staat geschehen und zwar, soweit die gewöhnliche Besteuerung nicht ausreicht, durch unverzinsliche, in Staatspapieren zu gewährende und in angemessener Frist (20—25 Jahre) dem Staate zurück zu erstattende Vorschüsse. — Hier müssen wir nun doch einwenden, daß eine neue Steuererhöhung vorgeschlagen wird, die dadurch entsteht, daß mindestens dem Auslande gegenüber die deutschen Staatspapiere und die betreffenden Coupons im Wertbe sinken würden. Nach unserer Meinung müßte ein anderes Steuersystem eingeführt, müßten namentlich die Steuereingänge nicht in der Hauptsache für den Militarismus, sondern eben für die „Kolonisation im Innern“ verwendet werden.

Doch lassen wir einmal diesen Einwand und hören Herrn Stöpel weiter.

Er meint, „daß bei solcher Staatsunterstützung selbst in den kleinsten Gemeinden sehr bald ein lebhafter Drang entstehen würde, gemeinnützige Arbeiten herstellen zu lassen, welche der ganzen Gemeinde eben sowohl als jedem Einzelnen zum Vortheile gereichen. Man sehe sich nur auf dem platten Lande den Zustand der Wege und Straßen, kleinen Wasserläufe und Brücken an, und man wird, selbst in sogenannten reichen Gegenden, über die Unvollkommenheit und Rücksständigkeit in Allem, was öffentliche Anlage heißt, erstaunen. Der Bau von Schul- und Gemeindehäusern, die Herstellung von Reinigungs- und Beseitigungsanstalten, Drainageanlagen, Aufstufungen von Uedland und andere Meliorationen könnten auf diese Weise unternommen werden und würden die Gemeinde mit wahrhaft nutzbringenden Kapitalien bereichern.“

„In den kleineren Städten“, so fährt Herr Stöpel fort, „sind die Verhältnisse nicht viel anders, als in den ländlichen Gemeinden, und die Art der dort herzustellenden öffentlichen Arbeiten würde daher teilweise eine ähnliche sein, im Uebrigen aber einen mehr städtischen Charakter tragen. In den größeren Städten ist die Verwaltung meist schon recht vollkommen organisiert, und an manchen Orten werden die notwendigen öffentlichen Einrichtungen mit der Schnelligkeit hergestellt und mit einer Sorgfalt unterhalten, die nicht viel zu wünschen übrig lassen. Doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß bei einem System, wobei die Kosten der als dringlich nachgewiesenen öffentlichen Anlagen durch unverzinsliche Darlehen vorgestreckt werden, der Eifer, Gemeinnütziges zu schaffen, einen vorher nie gekannten Sporn empfangen würde.“

In Bezug auf die größeren Städte möchten wir eine Einwendung machen. Was Herr Stöpel hier sagt, trifft allerdings in den Theilen der Städte zu, wo die Bornehmen und Reichen wohnen, dort wo „die Paläste prangen“, in der Gegend der Börse, des Rathhauses, der großen Magazine und der Gartenvororte; aber in den Arbeiterquartieren ist an den Zuständen der Straßen u. s. w. noch Manches zu tadeln. Auch dort dürfen „Kolonisationsarbeiten“ noch vielfach am Platze sein.

Doch hören wir den Stöpelschen Vorschlag weiter an: „Ueber den Gemeinden erheben sich sodann die Kreise, Bezirks- und Provinzial-Verwaltungen, die ebenfalls die in ihren Wirkungsbereich entfallenden öffentlichen Arbeiten festzustellen, bzw. den höheren Instanzen zur Genehmigung zu unterbreiten hätten, und eventuell gleichfalls mit unverzinslichen Darlehen ausgestattet werden würden.“

Endlich über allen unteren Instanzen erhebt sich die Staatsverwaltung, bei der in einem besonderen Generalamte alle auf die öffentlichen Arbeiten innerhalb der Gemeinden, der Kreise, Bezirke und Provinzen bezüglichen Fäden zusammenlaufen müßten. Hier wäre der Mittelpunkt zu finden, von dem die letzten Direktiven ausgehen — Direktoren, welche den Hauptzweck der Organisation: Die Ausgleichung des Arbeitsbedarfes und Angebots, die angemessene Vertheilung der Arbeitskräfte, die Leitung derselben von da, wo sie überschüssig sind, dahin, wo sie gebraucht werden, zu sichern hätten. Von hier, wo aus allen Theilen des Landes die Informationen über die Bedürfnisse und Hilfsmittel jeder Gegend zusammenfließen, wird man die schätzbaren Anregungen zu innerer Kolonisation, Pflege von Hausindustrie u. dgl. erwarten dürfen.“

Daß an den Stöpelschen Vorschlägen Manches auszustellen ist, haben wir schon angedeutet. Der zum Schlusse skizzierte Organisationsplan aber ist mit Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse ein vollständig korrekter und allerdings beachtenswerth.

Er enthält den Gedanken der Organisation der Arbeit, natürlich nur auf dem hier gegebenen Felde. So wenig nämlich, wie der Gedanke, durch „Kolonisation im Innern“ Arbeitsgelegenheit für die Arbeitslosen zu schaffen, den historisch geprägten Begriff des Ausdrucks: „das Recht auf Arbeit“ deckt, eben so wenig deckt die Schaffung und Regelung dieser Arbeiten den Begriff der „Organisation der Arbeit“.

Doch geschähe es nach dem Stöpelschen Vorschlage, geschähe es nach den Anschauungen, die wir so oft an dieser Stelle vertreten haben, es würde zwar noch lange nichts Durchschlagendes, doch entschieden etwas Dankenswerthes, Gutes geschaffen, das heißt, wenn Alles mit Umsicht und Aufrichtigkeit geplant und bei der Ausführung nicht durch bürokratische Schwerfälligkeit u. dgl. gelähmt würde.

### Politische Uebersicht.

Mit der Annahme des Antrages Adersmann, nach welchem nur Innungsmeistern das Recht, Lehrlinge zu halten, zusteht, hatten es die Liberal-konservativen Gesetzgeber so eilig, daß sie vollständig vergessen haben, auch die entsprechende Strafbestimmung aufzunehmen, so daß, falls der Bundesrath dem vom Reichstage beschlossenen Gesetzentwurfe zustimmen sollte, den in Rede stehenden Arbeitgebern wohl verboten werden kann, Lehrlinge zu halten, Arbeitgeber aber, welche trotz des Verbots Lehrlinge halten, strafflos bleiben. — Uns kann's recht sein!

Auf Grund des Sozialistengesetzes hat die Kreisheftmannschaft zu Widau die Druckschrift „Manifest des Kongresses der Sozialistischen Arbeiter-Partei, abgehalten vom 26. bis 28. Dezember 1883 zu Baltimore Md.“ verboten; ferner verbietet die Regierung von Schwaben und Neuburg die Druckschrift „Offizieller Bericht des Londoner Generalraths, erlassen öffentlicher Sitzung des internationalen Kongresses, datirt

von Haag, 6. September 1872; ferner der Regierungspräsident in Danzig die Druckerei „Internationale Arbeiter-Association“ in Pittsburg, 16. Oktober 1883. Der internationale Sozialisten-Kongress. „Internationale Druckerei der Freiheit.“

Die deutsche Cholera-Kommission hat Maßregeln vorgeschlagen, welche sich auf den Schutz gegen Einschleppung der Seuche, auf die Isolierung der ersten Fälle und Herbeiführung einer gründlichen Desinfektion beziehen. Auch eine öffentliche Belehrung des Publikums über die Natur der Seuche und die Mittel sich vor ihr zu hüten, ist beschlossen worden.

In Veranlassung des Ausfalles der dänischen Wahlen haben die Sozialisten ein Manifest erlassen, worin, den „Hamb. Nachr.“ zufolge, hervorgehoben wird, daß mit dem Siege am Mittwoch die dänische sozialdemokratische Arbeiterpartei in eine neue politische Stellung eingetreten ist, welche größere Verantwortlichkeit mit sich führt und daran mahnt, mit Klugheit, Ruhe und reiflicher Ueberlegung zu handeln. Nach Versicherung des Vorstandes des „Sozialdemokratischen Bundes“ findet sich nicht nur in Kopenhagen, sondern auch in Kreisen auf dem Lande eine sowohl zahlreiche, als gut organisirte sozialdemokratische Partei vor. Besonders hebt das Manifest in dieser Beziehung den zweiten Kreis des Amtes Aarhus, sowie die Kreise Kopenhagen und Høllbæk hervor. Dasselbe meldet auch das Blatt „Sozialdemokrat“ geltend: Wir gedenken nicht bei dem Resultat, die Wahl zweier sozialdemokratischer Kandidaten in zwei Kopenhagener Kreisen durchgesetzt zu haben, stehen zu bleiben. Der Sozialismus ist schon in verschiedenen Gegenden des Landes wurzeln geworden, weshalb es keiner großen Anstrengung bedarf, um denselben weitere Ausbreitung zu geben.

In der letzten Sitzung des englischen Unterhauses sollte für das von den Konservativen beantragte Adelsvotum gegen die Regierung wegen der ägyptischen Abmachungen der Tag der Debatte festgesetzt werden. Nachdem Mr. Gladstone erklärt hatte, im gegenwärtigen Augenblicke sei eine Diskussion der ägyptischen Angelegenheiten in offener Sitzung nicht opportun, wurde die Erörterung des Adelsvotums auf unbestimmte Zeit vertagt.

In Tullamore (Irland) wurden am Sonntag zwei Amerikaner bei ihrer Ankunft verhaftet, wahrscheinlich weil man in ihnen feindliche Verschwörer vermutete. Ihr Reisegepäck wurde einer eingehenden Untersuchung unterzogen; es ist aber noch nicht bekannt, mit welchem Resultate.

Ueber die Stellung der Mächte zur ägyptischen Angelegenheit giebt der „Figaro“ folgendes Urtheil ab: „England, welches sich um die europäische Angelegenheiten von Tag zu Tag weniger kümmert, strebt nur darnach sich Egypten und den Sueskanal unter seine Fahnen zu sichern, welche es verhindert, daß das festländische Europa sich gegen seine Pläne verbündet, da dieses ihm um den Preis eines Krieges das Mittelmeer sperren könnte. — Deutschland, welches sich nur der Frage nur möglich beunruhigt läßt, sieht darin ein leichtes Mittel, ohne Kosten seine Allüren schablos zu halten, und indem er der Tradition Napoleon's I. folgt, strebt es nur darnach, sich mit dem Staaten zweiten Ranges zu umgeben, denen gegenüber es sich ohne Theilung einen Einfluß beilegt, welchen Jedermann ihm überläßt als Ersatz für die Hilfe, welche es an anderen Theilen des Erdkreises leistet. — Oesterreich hofft auf die Theilung des Orients und wünscht eine große Mittelmeerflotte zu werden. — Rußland sieht seinen Traum in Zentral-Asien erfüllt und strebt nicht mehr nach Kleinasien. — Italien hofft auf Alles. Von den Großmächten, seinen Bundesgenossen, unter Vormundschaft gehalten, die ihm vorwerfen, daß es noch so jung und schon so ehrgeizig sei, wird es stets Schulmeister, und es ist launisch darüber, daß sein Eintritt in das europäische Konzert seinen Erwartungen noch nicht entsprochen habe. — Rußland wünscht die Türkei nicht, als zu leben. — Frankreich strebt nach einer Allianz. Darüber verdroffen, sich stets allein zu leben, sucht es inständig eine „Bermuths-Annäherung.“ Aber sein Instinkt und seine blühende leichtsinnige Bermuth sind nicht lange in Uebereinstimmung. Wenn der eine nach der einen Seite strebt, hält die andere ihn zurück und ein Schritt ist nicht so schnell in irgend einem Sinne geschehen, als es zaudert und zurückweicht.“

Der von dem Deputirten Andrieux zur Verfassungsrevision gestellte Antrag lautet: „Weder die erbliche Monarchie noch die Monarchie auf Lebenszeit kann in irgend welcher

Form wieder hergestellt werden. Die Mitglieder derjenigen Familien, welche über Frankreich geherrscht haben, können nicht zur Präsidentschaft der Republik berufen werden.“ In dieser Fassung wird der Antrag sicherlich in der Deputirtenkammer zur Annahme gelangen, ob damit aber das Königthum für Frankreich unmöglich gemacht wird? Politische Fragen sind Nachfragen, und ein Blatt Papier hat einen Ehrgeizigen noch nie gehindert, seine Pläne auszuführen. Die Kraft und Sicherheit der Republik liegt nicht in der Annahme irgend welcher gesetzlicher Bestimmungen, die ihre Zukunft sichern sollen, sondern in dem Maße von Gerechtigkeit, das sie allen Bürgern ohne Ausnahme zu Theil werden läßt. Und hieron ist besonders in wirtschaftlicher Beziehung und besonders der arbeitenden Klasse der Bevölkerung gegenüber Frankreich noch sehr weit entfernt.

In Toulon arbeiten die Militär- und Civilbehörden mit großer Aufopferung an der Unterdrückung der Seuche, und die dortige Sanitätskommission hat in ihrer letzten Sitzung folgende Beschlüsse gefaßt: 1. Sämmtliche Krankenhäuser des Spitals Saint-Mandrier wird nach stattgehabter Desinfektion in's Arsenal geschafft; 2. Sämmtliches choleraerkrankte Militär wird in Saint-Mandrier centralisirt; 3. das Material der Verdauungskomptore muß ununterbrochen desinficirt werden; 4. Versorgung der Stadt mit fortwährendem frischem Wasser; 5. Untersuchung der zum Verlaufe gelangenden Desinfektionsmittel; 6. Vermehrung der Hilfsbureau und Sanitäts-Beamten; 7. Verabreichung von Spirituosen und Wein an die Angestellten der Stadtreinigungs-Unternehmungen; 8. Aufforderung an die Apotheker, die Preise der Medicamente herabzusetzen. Letzteres ist bereits bewilligt worden. Gestern sind 150 italienische Arbeiterfamilien von der Stadt mit den nöthigen Hilfsmitteln zur Auswanderung versehen worden. Ferner verlangen die Blätter, daß man die plötzlich eingestellten öffentlichen Militärsongere wieder aufnehme, um die Todtenstille und die erschreckende Traurigkeit aus den Straßen von Toulon zu bannen. Die Parthier Aerzte rathen allgemein zur Auswanderung, und täglich verlassen viele Familien die Stadt.

Kapitain Gidscheu, der Adjutant der Gendarmen-Leitung in Odessa, soll nun doch, was anfänglich gezeugnet wurde, von den Rührlisten getödtet worden sein. Es wird darüber gemeldet: Bei dem Kapitain Gidscheu, welcher unverheirathet war, befanden sich stets ein Gendarm und ein Diener. Dieser letztere machte vor einiger Zeit die Bekanntschaft eines jungen hübschen Mädchens, welches den Diener traktirte und mit Geld beschenkte. In den letzten Tagen kam dieses Mädchen häufig in die Wohnung desselben und blieb sogar mitunter über Nacht da. So war es auch in der verhängnisvollen Nacht zum 24. v. M. Gidscheu kam gegen 3 Uhr Nachts heim und befahl dem Diener, ihn des nächsten Tages um 8 Uhr früh zu wecken. Etwa eine Stunde darauf stürzte Gidscheu in die Wohnung seines Dieners und rief um Hilfe. Der Diener machte rasch Licht und sah, daß sein Herr ganz von Blut überströmt war. Er half ihm zum Bette, auf welches sich der Verwundete setzte, und fragte ihn, was geschehen sei. Der Kapitain konnte aber nichts sprechen und blickte nur starr vor sich hin. Da lief der Diener hinaus, um den Gendarmen zu holen. In demselben Moment hörte er aber einen Schuß knallen. Der Gendarm und der Diener eilten ins Zimmer und fanden den Kapitain mit zerbrochenem Schädel im Bette liegen. Auf dem Fußboden fanden sie neben dem Bette einen rauchenden Revolver. Nun eilte der Gendarm auf die Polizei. Darauf stürzte in das Zimmer der Dwornil (Hausmeister) und erzählte, daß er soeben ein Frauenzimmer durch ein Fenster der (im Parterre gelegenen) Wohnung des Kapitains hinauspringen und davonlaufen gesehen habe. Der Diener wurde verlesen und der Dwornil nahm ihn darauf fest, band ihn mit Hilfe mehrerer herbeigerufenen Leute und übergab ihn der Polizei. Jetzt sitzt er in einer abgeordneten Zelle des Gefängnisses, da man vermutet, daß er von dem Mordplan gewußt habe. Das Mädchen ist aber spurlos verschwunden.

Sofort nach dem Tode Midhat Paschas, des türkischen Staatsmannes, tauchte die Vermuthung auf, daß er eines unnatürlichen Todes gestorben sei. Diese Vermuthung findet jetzt ihre Bestätigung. Man hat Midhat Pascha wenn nicht auf Befehl, so doch mit Wissen des Sultans einfach verhängen lassen. Es wäre doch an der Zeit, daß dieser niederträchtigen Serailswirtschaft auf irgend eine Weise ein Ziel gesetzt wird. Die Noth in Oberggypten ist trotz aller Ablehnungen so groß, daß nach Auszuge von Europäern, die lange unter dem Bolle leben, die Leute langsam Hungers sterben. Die

Emisäre des Mahdi werden da mit offenen Armen aufgenommen werden. Die Gefahr lokaler Aufstände und nicht die Inaction ist es, was man gemeist zu fürchten hat, und dies ist auch die Ursache, warum die englischen Truppen von Khuan, trotz der verdächtigen Haltung des Gouverneurs, nach Ober-egypten zurückgezogen worden sind.

Der Handelsreisende von Langsor, welcher so unerwartet den Frieden in Tongking hörte, und die französischen Erfolge dort recht zweifelhaft erscheinen ließ, soll den Chinesen jedenfalls theuer zu stehen kommen. Frankreich verlangt nämlich von China für die Vertragsverletzung fünfzehndert Millionen Francs Entschädigung. Und wenn China nicht zahlt? —

### Tokales.

Die Pferdebahn ist ohne Zweifel eins der bemerkenswerthesten Institute der Neuzeit. Sie vermittelt den Personenverkehr in der zweckmäßigsten und billigsten Weise und sie ist gewiß ein unbefreitbares Bedürfnis geworden. Leider verstehen viele Personen dieselbe nicht einmal in der richtigen Weise zu benutzen; Unglücksfälle aller Art kommen in letzter Zeit ziemlich häufig vor. Wir stehen wohl noch Alle mehr oder weniger unter dem Eindruck jenes entsetzlichen Unglücksfalles, dem vor wenigen Wochen ein junges, blühendes Mädchen zum Opfer fiel, und schon wieder wird ein Unfall berichtet, der ebenfalls beinahe ein Menschenleben gekostet hätte. Der Schneidermeister P., in der Kreuzstraße 5 wohnhaft, sprang von einem noch in der Fahrt befindlichen Pferdebahnwagen auf der falschen Seite ab, fiel dabei zur Erde und wurde so von einem andern entgegenkommenden Pferdebahnwagen überfahren. P. erlitt dabei einen Bruch des linken Beines, während ihm vom rechten Fuß das Fleisch förmlich vom Knochen gerissen wurde und er auch schwere Kontusionen am Kopf davontrug. Der Verunglückte mußte sofort in seine Wohnung geschafft und in ärztliche Behandlung gegeben werden. — Schon als der erwähnte Unglücksfall bekannt wurde, knüpfte man in der Presse allerlei Verbesserungsvorschläge daran, in welcher Weise für die Zukunft das Publikum besser geschützt würde. Die theilweise Antwort der Berliner Pferdebahn-Gesellschaft war die, daß, wenn wir nicht irren, an demselben Tage, als das Unglück in der Potsdamer-Straße passirte, auf der Linie Behrenstraße — Kreuzberg auch die Vorderperrens der Wagen zum Ein- und Aussteigen der Passagiere geöffnet wurden. Es scheint demnach, daß es der Direction der Pferdebahn weniger auf den Schutz des Publikums, als auf die Beförderung einer möglichst großen Anzahl von Fahrgästen ankommt. Denn das wird uns Niemand bestreiten können, daß selbst ein gewandter und sinner Mensch bei Benutzung des Vorderperrens eines Pferdebahnwagens sehr leicht ein Unglück haben kann. Der vorliegende Unglücksfall ist selbstredend nur auf die Unvorsichtigkeit des Verunglückten zurückzuführen, er hätte aber ganz entschieden vermieden werden können, wenn sich die Pferdebahn-Gesellschaft dazu entschließen könnte, den hinteren linken Perron gänzlich zu schließen. Wir vernehmen nicht, daß eine Maßregel, wie die oben erwähnten, den sich überhaltenden und überstürzenden Personenverkehr in ein etwas ruhigeres Fahrwasser lenken würde; wir halten das aber im Interesse der öffentlichen Sicherheit durchaus nicht für ein Unglück. Sollten die jetzt gebenden Wagen auf manchen Strecken in Folge dieser Neuerung den Andrang nicht bewältigen können, nun, so braucht die Direction der Pferdebahn einfach nur eine größere Anzahl von Wagen und Pferden anzuschaffen und ihr Personal dem entsprechend zu vermehren. Die enormen Ueberschüsse dieser Gesellschaft könnten schwerlich bessere Verwendung finden.

Zwei Japanesen, welche in Deutschland die Doktorwürde erworben haben, besuchten in den letzten Tagen die Gemeindefschule in der Graßstraße in Rixdorf. Dieselben verkehrten sich dort in der Besprechung der Lehrmethode und wurden geführt von Herrn Rektor Glöckner. Die gelehrten Fremden sprachen sich höchst befriedigt über die Schule aus. — Es wäre ja auch ein bißchen stark gewesen, wenn Japanesen an einer Rixdorfer Gemeindefschule etwas zu tadeln gefunden hätten.

Das Bestehlen von Kindern auf offener Straße nimmt in letzter Zeit in erschreckender Weise überhand. So schickte gestern eine in der Lindenstraße wohnende Arbeiterfrau ihre neunjährige Tochter mit einem Handlorbe und einem Thalesstück nach der Kommandantenstraße, um Kaffee einzulaufen. An der Schützenstraße wurde das Mädchen von einer unbekannt, etwa 20 Jahre alten Frauensperson angehalten und

### Wiedergefunden.)

Erzählung von W. S.

(Fortsetzung.)

Die Wirthin erwiderte dann gewöhnlich, daß Emil Reichelt ja ein sehr hübscher und gebildeter junger Mann sei, der ihrer Angelika so schön Klavier spielen gelehrt habe, daß es eine himmlische Freude sei; daß aber die Anmählung, Angelika freien zu wollen, alle seine sonstigen Vorzüge in den Schatten stelle.

Besonders aber beunruhigte Angelika selbst die beiden Alten. Das sonst so folgsame Kind wurde immer gereizt, wenn man von ihrem Emil sprach, den sie als ihren Verlobten betrachtete.

Der junge Schullehrer hatte, wie schon angedeutet, Angelika Klavierunterricht ertheilt; die beiden Herzen hatten sich bald gefunden und ewige Treue gelobt.

Die Eltern drohten zwar dem Mädchen mit Enterbung und ihrem Kluche, wenn sie von dem Hungerleider nicht lasse; doch trotzig, aber gelassen hatte dann Angelika immer geantwortet, sie könne warten. Sie versprach ihren Eltern, deren Nummer sie sah, daß sie vorab nicht mehr mit Emil sprechen wolle; dabei war sie aber auch von dem heimlichen Neben-gedanken geleitet worden, dadurch die Treue ihres Verlobten zu wahren.

Seit der Zeit war der junge Schullehrer finstern und in sich gekehrt gewesen; er war öfter wie früher zum Rande des Ugei-Sees gegangen, und man fand ihn häufig, wie auch am heutigsten Tage, trübe und summt in die schweigenden Wasser blickend.

Die fröhliche Gesellschaft aus Hamburg hatte ihn aus den Träumen erweckt.

Sie sahen nun zusammen unter dem großen Eichenbaum bei einem guten Bismarck und schäumendem Bier.

Der Wirth lebte in der Thür. Da kam eilig ein Knecht herbeigerannt, der ihm einige Worte zurief. Rasch verschwanden beide hinter dem Hause, und man sah, daß sie rüstig den Feldern zuschritten. Wie man später erfuhr, hatte eins der schönen Pferde des Pächters einen Unfall erlitten.

Als der Wirth eben fertig war, öffnete sich ein Fenster des Kabinetts und ein goldiger Lodenkops wurde sichtbar — ein reizendes, rosiges Anlitz, aus dem sonderbarerweise ein paar dunkle Augen, die von großer Energie zeugten, hervorblitzten.

Man merkte es dem jungen Schullehrer an, der unverwandt die holde Erscheinung anblickte, wie er verwirrt wurde; das Blut schoß ihm zur Stirn und mit einem unsicheren Kopfnicken grüßte er.

„Ach, ein reizendes Kind,“ rief die Tochter des Senators, sehen Sie mal, Herr Doktor.“

Abgelmatisch wandte auch dieser den Kopf nach der Erscheinung und gähnte: „Oh — ja!“

Inzwischen war Amanda ausgesparten und zum Fenster geeilt. Sie begrüßte die reizende Angelika und bat dieselbe, sich mit ins Freie zu begeben, sie wolle mit ihr plaudern über die reizende Gegend und den wunderbaren Ugei-See.

Willig leistete das Wirthstochterlein Folge; als sie aus der Thür trat, ergriff das hochaufgeschossene Stadtfraulein ihre Hand und zog sie fast mit Gewalt an den Tisch unter der großen Eiche, an dem die Gesellschaft saß.

Hier stellte ich eine reizende Waldsee vor, das Burgfräulein vom Ugei-See. Das denn' ich mir doch ein anderes Leben, hier oben die Gebieterin zu sein, als dort unten tief im See als verunschene, nie erlöste Prinzessin zu schlummern.“

Erstreckt fuhr der Senator empor, der auf dem harten Stuhle in seinen gewohnten Nachmittagschlummer versunken war. „Wer spricht vom Ugei-See, wer weiß dort in der Tiefe?“

„Aber, Papa, du siehst ja ganz verärrt aus, du hast wohl geträumt? Ich sprach nur von dem besauberten Fräulein, von der uralten Sage. Sieh aber hierher, Papa; wenn man nicht wüßte, daß die Prinzess dort unten im Schlosse bezaubert wäre, so sollte man glauben, sie sei erlöst und wandle unter uns. Seht hier meine neue Freundin!“

Dr. Bernheim gähnte laut: „Oh — ja!“

Die Frau Senator nahm ihre Vornette und sagte gleichfalls: „Oh — ja!“ Der Senator hingegen, der sich den Schlaf aus den Augen gewischt hatte, war aufgestanden und machte eine untadelhafte Verbeugung, indem er höflich bemerkte: „Aber Amanda, du machst ja deine neue Freundin ordentlich verlegen; wenn man etwas preisen will, muß man es nicht so direkt thun. Nicht wahr, mein junger Freund?“ fuhr er dann, zu Emil sich wendend fort, der mit seinen glühenden Augen das wundervolle Mädchenbild zu verschlingen schien.

Und Angelika selbst?

Ruhig und gelassen, an solche Schmeicheleien längst gewöhnt, blickte sie im Kreise mit einem schelmischen Lächeln auf dem Anlitz unter, bis ihr Auge das ihres Verlobten traf. Ein Bluthrom durchschloß ihre Wangen; das Lächeln machte einer schmerzlichen Bewegung Platz, die Emil aber in aufschauendes Entzücken versetzte.

Schnell ergriff Angelika die Hand des Stadtfrauleins und lud sie ein, einige Schritte mit in den Garten zu gehen, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießen könne.

Die beiden jungen Damen eilten hinweg.

„Aber Herr Doktor,“ sagte Herr Hausburger, „Sie sprechen ja gar nicht, haben sich nicht einmal die reizende Waldsee angeschaut, und auch du nicht, liebe Frau. Hat dieselbe denn gar keinen Eindruck auf Euch gemacht, das liebevolle Wesen?“

„Oh — ja gähnte der Doktor und that einen tiefen Schluck aus dem Porterglase; — „Oh — ja!“ Klang es von Seiten der Frau Hausburger, die dann still und wohlgefällig an ihrem Kaffeetischen nippte.

Sie war eine kleine, dicke, etwas kurzathmige Person, mit ausdruckslosem, gutmüthigen Gesicht; der Senator, dem man eine leichtlebige Jugendzeit nachsagte, hatte sie wohl hauptsächlich ihres großen Vermögens wegen geheirathet. Die Ehe

aber war eine recht glückliche, wie man in allen Bezirken Hamburgs, in denen die Familienverhältnisse der Honoratioren besprochen wurden, jederzeit erfahren konnte.

Der Herr Senator hatte aber auch das Zeug dazu, eine Frau glücklich zu machen; immer heiter und wohlwollend, peinlich über den Ruf seines Hauses wachend, aufmerksam gegen seine Frau und die einzige, etwas extravagante Tochter mit ärtlichster Vaterliebe umgebend — was wollte man mehr? Im Uebrigen aber war Herr Hausburger immer noch ein Lebensmann, und seine phlegmatische kleine Frau verargte es ihm keineswegs, wenn er zuweilen Abends spät in etwas animirter Stimmung nach Hause kam. Sie mußte ihren Mann ja in erklühter Gesellschaft und da drückte sie schon ein Auge zu. Ihrer Tochter war Frau Hausburger mit einer wahren Affenliebe zugethan, jeder Wunsch des verzärtelten Fräuleins wurde mit Befehl. Und nur in einem Punkte waren Mutter und Tochter nicht ganz einig, nämlich in Bezug auf den künftigen Schwiegersohn. Die Mutter war ganz entzückt von ihrem Verwandten, dem Dr. Bernheim, der das Herceywe jedesmal dem Doktor ihre Mantille erst aufdringen mußte; niemals noch hatte er die Höflichkeit befohlen, sich selbst zum Tragen derselben anzubieten. Seufzend nahm der junge dicke Herr die Mantille an, seufzend gab er sie zurück.

Dr. Bernheim war der beste Mensch unter der Sonne; wissenschaftlich hatte er noch Niemanden gekränkt. Seine Praxis war keine große; er war dazu auch viel zu bequem; doch hatte er einiges Vermögen, sodas er sorgenlos leben konnte.

Ihm wäre es auch gar nicht in den Sinn gekommen, die reiche Erbin freien zu wollen, wenn sie ihm nicht förmlich von seiner Verwandten, der guten Frau Hausburger, ausgedrängt worden wäre. So aber hielt er die Sache für abgemacht, und wenn ihm zuweilen Bedenken aufstiegen, daß die Hauptperson bei der ganzen Angelegenheit, Fräulein Angelika selbst, nicht mit dem Arrangement einverstanden sein könnte, so wurde er immer von der Mutter beruhigt, welche ihre Tochter allzu gut kennen wollte, als daß ernstlicher Widerstand zu befürchten wäre. Natürlich mußte die achtzehnjährige Angelika erst noch die Aenderliche austreten und „etwas austoben“, wie der Doktor hinzusetzte, ehe man an die Heirath denken konnte. Diefelbe wurde deshalb von den beiden Verbündeten verschoben, bis Angelika das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben würde.

Während wir so unsere Leser mit den Personen, die bis dahin nur flüchtig sich ihnen gezeigt hatten, näher bekannt gemacht haben, hatte an dem Tische unter der großen Eiche ein neuer Gast sich eingefunden: der Pfarrer des naheliegenden Dorfes, in welchem auch unser Freund Reichelt das Schulamt halleidete.

(Fortsetzung folgt.)

beauftragt  
Wätsche  
Rädchen  
den Ko  
bis das  
richtler  
war die  
schwunde  
Kugen u  
Strohhu  
No  
wiederu  
werden  
Nasssche  
Fr. S  
mit der  
geben w  
nay-Kre  
BN.  
des Läng  
verweist  
eingelie  
25 J  
Kugeln  
stark ver  
Da  
von meh  
straße d  
schr, er  
zu wer  
nissen  
starke  
Stuöder  
in dem  
den Hig  
werden  
in der  
mit dem  
vergieru  
bei gar  
sch der  
wie folg  
gen über  
fronten  
nur ein  
hierdurch  
Moment  
Zufalls.  
Pr  
begann  
hof bef  
Vorherr  
Fr i e d  
durch d  
geflogte  
theidige  
Normitt  
Sein m  
Auffalle  
desen G  
heißblon  
öffnung  
seine U  
diese U  
Tabals  
ehelichte  
der erid  
Präbde  
Derfelbe  
das Sch  
und zw  
1852, f  
vollende  
wegen  
Nach W  
in das  
Sie sich  
Ang e

beauftragt, aus dem Hause Schützenstr. 38, 2 Et. links, die Wäsche abzuholen. Das Fräulein versprach dem Mädchen 10 Pf. Lohnung und nahm dem Mädchen den Korb mit dem Thaler ab, um dies zu verwahren, bis das Kind wieder herunterkäme. Als das Mädchen unverrichteter Sache aus dem Hause nach der Straße zurückkehrte, war die Schwindlerin mit dem Korb und dem Thaler verschwunden. Dieselbe ist mittelgroß, hat blonde Haare, blaue Augen und trägt eine graue Pelletine mit breitem, schwarzem Strohhut.

Mozarts „Don Juan“ geht am nächsten Sonnabend wiederum im Louisenstädtischen Theater in Szene, und zwar werden zwei Schülern des Herrn Professor Engel in dieser klassischen Oper debütieren. Frä. Nilson wird die Elvira und Frä. Schwarz die Zerline singen. Im Uebrigen wird die Oper mit derselben Besetzung, wie bei den ersten Aufführungen gegeben werden, Herr Reich singt die Titelrolle und Frau Barnay-Kreutzer die Donna Anna.

BN. Zwei Wasserleichen, von denen die eine in Folge des längeren Liegens im Wasser schon bis zur Unkenntlichkeit verwest war, sind gestern Abend resp. heute früh in die Morgue eingeliefert worden. Die eine der Leichen, diejenige eines ca. 25 Jahre alten, verkrüppelten Mannes, wurde am Königin Augusten-Ufer, die andere, die schon Eingangs erwähnte, schon fast verweste, an der Schillingbrücke ans Land gespült.

Das Herabfallen einiger Gefirnstücke in der Länge von mehreren Fuß brachte vorgestern Mittag in der Friedrichstraße die vor dem Hause Nr. 60 Vorübergehenden in die Gefahr, erheblich verletzt, zum mindesten aber sehr erschreckt zu werden. Wenn man sonst bei solchen Vorkommnissen der feuchten Witterung oder vorübergegangenen starken Regen die Schuld, derartige Fälle oder Studoverzierungen zu lockern, beigemessen hatte, so ist in dem vorliegenden Fall dieser Grund, bei der jetzt herrschenden Hitze, nicht zutreffend. Dergleichen gefährliche Abfälle werden sich immer wieder ereignen, so lange man fortfährt, in der bisherigen leichtsinnigen und unsoliden Weise die Häuser mit den ebenso werth- als geschmacklosen Gips- oder Kalkverzierungen zu beladen. Stud kommt seit langer Zeit hierbei gar nicht mehr zur Verwendung. Das Material hat sich derartig verschlechtert, daß es thätlich zu verwundern ist, wie solche Gefirne, Kassetten, Konsolen und sonstige Verzierungen überhaupt noch länger als Jahresfrist an den Häuserfronten zu haften vermögen. Das Herabfallen derselben ist nur eine Frage der Zeit, und wenn die Passanten dem ihnen hierdurch fortwährend drohenden Verhängnis in entscheidenden Momente glücklich enttrinnen, so ist dies nur eine Folge des Zufalls.

### Gerichts-Zeitung.

Prozess Gronad. Die Verhandlung dieser Kapitalsache begann gestern im großen Schwurgerichtssaal. Der Gerichtshof besteht aus dem Landgerichtsrath Brausewetter, Vorsitzender; Landgerichtsrath Schmidt und Landrichter Dr. Friedenthal als Beisitzer. Die Anklagebehörde wird durch den Staatsanwalt Heine mann vertreten. Der Angeklagte ist der Arbeiter Ernst Franz Gronad, seine Verteidigung führt Rechtsanwalt Wronker. Gleich nach 9 Uhr Vormittags wird der Angeklagte in den Sitzungssaal geführt. Sein mit einer Gefangenenjacke bedecktes Aeußere bietet nichts Auffallendes. Von Natur schmächtig blickt der Angeklagte, dessen Haar dunkelbraun und dessen normaler Schnurbart von hellblonder Farbe ist, finstern Blickes vor sich hin. Der Eröffnungsbeschluss legt dem Angeklagten zur Last, am 29. März cr. seine Ehefrau und deren Schwester Auguste Bloch getödtet und diese Tödtungen mit Ueberlegung ausgeführt zu haben, den Tabakshändler Schröder vorsätzlich getödtet und die unverehelichte Aug. Bloch zu ermordeu versucht zu haben. Die Zahl der erschienenen Zeugen und Sachverständigen beträgt 34. Der Präsident stellt nunmehr die Personalien des Angeklagten fest. Derselbe ist in Löhren in Ostpreußen geboren, wo sein Vater das Schuhmacherhandwerk betrieb. Nur seine Mutter lebt noch und zwar hier in Berlin. Der Geburtstag ist am 12. März 1852, so daß der Angeklagte jetzt bereits das 32. Lebensjahr vollendet hat. Derselbe diente beim 41. Inf.-Regiment und hat wegen verschiedener Gewaltthatigkeiten viele Vorstrafen erlitten. Nach Verlesung des Eröffnungsbeschlusses tritt der Präsident in das Anquistorium des Angeklagten ein. P r ä s.: Bekennen Sie sich der Ihnen zur Last gelegten Straftathen schuldig? A n g e l l.: Ja, aber mit Ueberlegung habe ich nicht gehandelt.

### Die Pitcairner.

(Fortsetzung.)

Die Holländer verschafften für Bligh und seine Gefährten eine Reisegelegenheit nach England. Fünf starben aber bald an den Nachwehen der Entbehrungen, einer mußte in Batavia zurückgelassen werden, von ihm wurde nie mehr etwas gehört, und da einer auf Tafua getödtet worden war, erreichten von den 19 Ausgesetzten England nur 12. Bligh, dessen Tagebuch bald im Druck erschien, wurde der Held des Tages und Niemand dachte daran, eine Untersuchung über sein Verhalten anzustellen. Ueber die Gründe der Meuterei „muthmaßlich“ er blieb, die Aufrechter hätten gehofft, unter den Tahitianern ein glückliches Leben zu führen, als in England. Mit einem anderen Schiffe, der „Providence“, wurde er 1791 nach der Südsee gesandt, um durchzuführen, was er mit der „Bounty“ verhindert worden war. Im Frühling 1792 erreichte er Tahiti, sammelte innerhalb drei Monaten 1200 Broddampfsplänze, die er glücklich nach Westindien brachte. Allein der Broddfruchtbaum fand keinen Anhang in seiner neuen Heimath, man erkannte ihn in jeder Beziehung für geringwertiger, als die Banane, daher das Unternehmen nutzlos blieb. Bligh wurde später zum Gouverneur von Neu-Südwaes ernannt, wo er aber so brutal und willkürlich auftrat, daß er von dem militärischen Gouverneur Johnstone abgesetzt und zwangsweise nach England eingeschifft wurde, was diesem aber die Kassation eintrug. Bligh hatte sich bei dem Marinecorps in hohem Ansehen gesetzt durch seine energische Unterdrückung der berühmten Meuterei der Mannschaft der „Bore“ und stieg dann rasch im Range. Als Vice-Admiral zog er sich in's Privatleben zurück und starb 1829 in London. Die britische Regierung entschied sich, die „Pandora“ armirt mit 24 Kanonen, unter Kommando des Kapit. Coward nach der Südsee zu senden, um die Meuterei aufzusuchen und nach England zu bringen. Achtzehn Monate, nachdem Christian und seine Gefährten Tahiti verlassen hatten, warf die „Pandora“ in der Bay der Insel Anker. Die Seehunde, welche sich gemeldet, Christian zu folgen, hatten sich mittlerweile auf der Insel zerstreut. Die beiden Wäshippen, Stewart und Heywood, wurden die Liebhaber des Häuptlings Tippoo, der nach kurzer Werbung seine Tochter dem Ersteren zur Frau gab. Der junge Heywood gestattete, daß man ihn tätowirte, seinen wilden Freunden zu Gefallen, allein er ging keine jener Verbindungen ein, die so häufig sind zwischen Europäern und Insulanerinnen. Eifrig studirte er die Sprache der Eingeborenen und schrieb ein Wörterbuch, das den Missionaren vorzuziehliche Dienste geleistet hat.

Diese Beiden, sowie ein Dritter stellten sich im Gefühle ihrer Unschuld freiwillig am Bord der „Pandora“. Die Uebrigen wurden aufgesucht und bis auf zwei, die in einem Streite getödtet worden waren, gefangen und an Bord gebracht. Kapitän Cowards schien seinen Kollegen Bligh an sober, unmenseliche Grausamkeit übertraffen zu wollen. Alle Gefangenen ohne Ausnahme ließ er in Eisen legen und unter Aufsicht von Soldaten stellen, welche den Auftrag erhielten, Jeden zu erschrecken, der in tahitianischer Sprache redete.

P r ä s.: Ich will nun noch einmal zu Ihren Personalverhältnissen zurückkehren. Erzählen Sie mir Ihren Lebenslauf. A n g.: Ich habe in Löhren eine klassische Bürgerschule besucht und bin nach meiner Einsegnung zu meinem Vater in die Lehre getreten. Später suchte ich meinen Erwerb in Königsberg als Salzträger. Im Jahre 1877 kam ich nach Berlin, wo ich bei meinem Schwager, der ein Bierverlagsgeschäft betreibt, eine Stellung fand. An Gehalt erhielt ich 18 M. pro Woche und Frühstück und Besper. Vor etwa 2 Jahren lernte ich die Familie Bloch kennen. Mit meiner verstorbenen Frau trat ich nicht lange darauf in ein Liebesverhältniß. Dieselbe arbeitete zu jener Zeit bei einem Schneidermeister. Am 20. November 1883 fand unsere standesamtliche Verheirathung statt. Meine Frau fühlte das Bedürfniß, sich auch kirchlich trauen zu lassen. Die Trauung wurde aber durch die Kutherseier bis zum 2. Dezember verschoben. P r ä s.: Lebten Sie denn nun glücklich in Ihrer Ehe? A n g e l l.: Nur in der ersten Woche. Sehr viel getrübt wurde unser Verhältniß durch das Dazwischen-treten der Schwiegermutter und der beiden Schwägerinnen, was sehr häufig vorkam, und ich bedauerte es, daß ich nach meiner Verheirathung in die Wohnung meiner Schwiegermutter, Andreasplatz 3 gezogen war. Ich ging bereits des Morgens um 5 Uhr von Hause fort und kehrte erst Abends nach 9 Uhr nach Hause zurück. P r ä s.: An einem Tage verließen Sie die Wohnung Ihrer Schwiegermutter und zogen zu Ihrer Mutter? A n g e l l.: Ja. P r ä s.: Bog Ihre Frau mit Ihnen? A n g e l l.: Nein, ihre Verwandten blieben sie zurück. P r ä s.: Liegen Sie sich später nicht einen Brief schreiben, in welchem Sie Ihre Frau aufforderten, zu Ihnen zu kommen? A n g e l l.: Ja, aber meine Frau kam nicht, antwortete auch nicht. P r ä s.: Inzwischen leitete Ihre Frau die Ehescheidungsanfrage ein, und zum 26. Februar c. war der Sühnetermin anberaumt? A n g e l l.: Ja, ich bin auch in demselben erschienen. P r ä s.: Haben Sie nicht an diesem Tage die Drohung ausgesprochen, Ihre Frau sollte Sie kennen lernen? A n g e l l.: Nein, ich habe nicht gedroht. P r ä s.: An demselben Tage begaben Sie sich nachmittags in die Wohnung Ihrer Frau? A n g e l l.: Ich wollte bloß mit Fischer zusammentreffen. P r ä s.: Doch nur, um denselben zu mißhandeln? A n g e l l.: Nein. P r ä s.: Ihr Schwager wollte Ihnen nicht aufmachen und als Sie gewaltsam einzudringen sich anschickten, warf Ihre Schwägerin Anna Sie zu Boden? Auch rief sie sofort nach dem Vicewirth Schröder. Das thut man doch nur, wenn man Angst vor Ihnen hatte? A n g e l l.: Schmeigt. P r ä s.: Kommen wir nun zum 29. März. An diesem Tage kauften Sie das Messer, mit dem Sie dann die Tödtungen begingen? A n g e l l.: Ja, ich kaufte das Messer, um meine Frau zu schreien, wenn sie sich weigern wollte, sich mit mir wieder zu vertragen. P r ä s.: Das machen Sie doch keinen Menschen glauben. Wie Sie das Messer kauften, was verlangten Sie dabei? A n g e l l.: Ein Schlachtmesser. P r ä s.: Sie sagten auch noch, recht spitz und recht scharf? A n g e l l.: Ja wohl. P r ä s.: Nun geben Sie doch der Wahrheit die Ehre. Erleichtern Sie Ihr Gewissen. A n g e l l.: Ich wollte meine Frau bloß schrecken. P r ä s.: Auf der Polizei haben Sie doch angegeben, daß Sie Ihre Frau morden wollten, wenn sie sich nicht mit Ihnen vereinigen würde? A n g e l l.: Das habe ich nur so gesagt, weil es von mir verlangt wurde. Das Messer ließ ich mir in Papier einpacken und steckte es in die linke Seitentasche. Dann begab ich mich in die Wohnung meiner Frau. Auf mein Klopfen wurde mir nicht geöffnet, ich schlug deshalb, in Wuth versetzt, die Thüröffnung entwei und zwängte mich in die Wohnung hinein. Auf meine Schwägerinnen Auguste und Anna schlug ich gleich mit dem Messer ein. Die Erstere stand am Fenster und rief nach dem Vicewirth Schröder. P r ä s.: Warum erstachen Sie sofort die Auguste Bloch, die Ihnen doch gar nichts gethan hatte? A n g e l l.: Es schwamm mir Alles vor den Augen, ich weiß nicht, wie das kam. P r ä s.: Die beiden Mädchen Anna und Auguste flüchteten sich in die Reichliche Wohnung, nachdem sie vorher die Thür hinter sich verschlossen hatten. Dort brach die zu Tode getroffene Auguste in ihrem Blute zusammen. Aus welchem Grunde suchten Sie dann noch ihre Frau auf? A n g e l l.: Ich wollte die That vollenden. Ich zertrümmerte den Niegel und fand meine Frau vor mir stehn. Ohne ein Wort zu sprechen, stach ich auf sie los, bis sie lautlos liegen blieb. In diesem Moment trat mir der Vicewirth Schröder entgegen und wollte mich festhalten. Ich stieß ihn deshalb nieder. P r ä s.: Sie begaben sich nach diesen gräßlichen Thaten zur Polizei. Dort äußerten Sie zu dem diensthabenden Schu-

Nur „Begg“, die erwähnte Frau Stewarts, wurde an Bord geduldet, alle übrigen Eingeborenen jedoch drohend zurückgewiesen. Sie unklammerte laut fliegend ihren mit schweren Ketten gefesselten, auf dem Deck liegenden Mann, bis sie mit Gewalt entfernt wurde. Die Szene war so herzerreißend, daß Stewart bat, man möge seiner Frau nicht mehr erlauben, an Bord zu kommen. So lange die „Pandora“ in der Bay lag, verweilte sie am Strande, um wenigstens sein Gefährniß zu sehen und erst als das Schiff am Horizont verschwand, kehrte sie heim, um wenige Wochen später an gebrochenem Herzen zu sterben. Die Hoffnung der Gefangenen, ihre Lage würde erträglicher gemacht werden, sobald die „Pandora“ die hohe See erreicht habe, ging nicht in Erfüllung. Ihre Behandlung war andauernd ein so unmenseliche, wie sie der rohen Brutalität entsprach, die allezeit ein Schandfleck der englischen Marine gewesen und selbst heute noch nicht ganz ausgeremert ist. Selbst als die „Pandora“ in den Endeavor Straits strandete, bei welcher Gelegenheit 31 Mann der Besatzung und 4 Gefangene, darunter Stewart, ertranken, handelte Kapitän Edwards gleich einer Bestie, und bei der dann folgenden Bootfahrt entfaltete er, ungleich Bligh, der sich doch wenigstens bei der oben geschilderten Bootfahrt als ein Mann gezeigt, der einsichtsvoll sein konnte, eine ungezügelt tyrannische Leidenschaft. Die Schiffbrüchigen landeten in vier Booten in demselben Hafen, in welchem zwei Jahre zuvor Bligh Zuflucht gefunden hatte. Nach einigen Wochen fanden sie in Coupang Gelegenheit, nach Batavia zu segeln, und von dort erreichten sie nach einer höchst beschwerlichen Reise Capstadt. Nach dreimonatlichem Aufenthalt wurde die Fahrt nach England fortgesetzt, das die Gefangenen erreichten, vier Jahre und drei Monate nach der Aussegelung mit der „Bounty“ und nachdem sie 15 Monate lang in Ketten geschmachtet und grausam gequält worden waren.

Von den zehn noch lebenden Gefangenen wurden drei vom Kriegsgericht freigesprochen, da klar erwiesen wurde, daß sie keinen Theil an der Meuterei genommen und mit Gewalt auf der „Bounty“ zurückgehalten worden waren. Die Uebrigen wurden schuldig befunden, Heywood und Morrison aber wurden im Urtheilsprüche der bedingungslosigen Vergnadigung des Königs empfohlen. Von ihrer Unschuld war man allgemein so vollkommen überzeugt, daß nach erfolgter Vergnadigung Morrison zum Range eines Geschwämmeisters erhoben wurde und Admiral Hood sich erbot, Heywood an Bord seines Schiffes zu nehmen. Der Letztere, nun 19 Jahre alt, stieg beiseitlos rasch von Rang zu Rang und nahm 1814, nach Schluß der Napoleonischen Kriege, als Kommandeur einer Fregatte von 74 Kanonen seinen Abschied.

Nun zurück zu den Pitcairnern. Wir haben sie verlassen, als sie am 23. September 1789 von Tahiti nordwärts segelten. Neunzehn Jahre lang fand kein menschliches Auge die Spur der flüchtlinge, von einer derselben sah niemals wieder ein fremdes Angesicht. Ihre Auffindung geschah durch den Wäshipäger „Tapa“, Kapitän Folger, von Boston, der 1808 bei Pitcairn kreuzte und sich nur durch einen Zufall der Insel näherte, an deren felsiger Küste die Fluth so wild brandete,

mann: „Jetzt erst fühle ich mich frei: nun ist mir ein Stein vom Herzen!“ Was dachten Sie dabei? Angell.: Nachdem ich im Taumel ein so großes Blutbad angerichtet, fühlte ich mich mit einem mal wieder frei von dem fürchterlichen Mauth. P r ä s.: Damit stimmt aber Ihre weitere Aeußerung zu dem Schuyman: „Ich bedauere nur, daß mir meine Schwägerin Anna entwischt ist; den Weibern ist ganz recht geschehen“ nicht überein? Angell.: Schmeigt. P r ä s.: Empfinden Sie denn heute Reue über Ihre That? Angell.: Nein. (U n g e h e u r e S e n s a t i o n.) Auf Antrag des Staatsanwalts wird nunmehr während der Vernehmung des Angeklagten wegen einiger intimen Beziehungen zu seiner Frau und wegen einiger Krankheiten im Interesse der Sittlichkeit die Öffentlichkeit ausgeschlossen, die Mitglieder der Presse werden jedoch zugelassen. — Der Angeklagte sucht auf die weibliche Ehrenhaftigkeit seiner von ihm getödteten Frau einen Muth zu werfen, während die Wittve Bloch ihrer Tochter gerade in diesem Punkt das rühmlichste Zeugniß ausstellt. Die Zeugin bekundet noch, daß ihre Tochter an dem Morgen, wo ihr Mann von ihr gegangen war, erklärt habe, nun wolle sie mit demselben nicht länger zusammen leben. Er hatte dieselbe zu roh behandelt, so daß sich ihre Tochter der Gefahr gleicher Behandlung nicht mehr aussetzen wollte. Auch befürchtete sie von seiner Rohheit das Allerschlimmste. Bei dem der Anklage zu Grunde liegenden Vorfall war die Zeugin nicht in ihrer Wohnung anwesend. Einen Grund, weshalb der Angeklagte auf seine Schwägerinnen Anna und Auguste solch schlimmen Huth geworfen hatte, weiß die Zeugin nicht anzugeben. — Dr. Fischer hat den Angeklagten in der Zeit vom 10. bis 28. Februar cr. an einer Krankheit, die auf ein unstillbares Leben desselben nach dessen Trennung von seiner Frau schließen läßt, behandelt. Es wird nunmehr eine Pause von 1/2 Stunde gemacht. Nach beendeter Pause wird um 1/1 Uhr Nachmittags in der Zeugenvernehmung fortgefahren. — Frau Charlotte Vange, bei der Frä. Anna Bloch bis Ende März cr. gewohnt hat, bekundet über die am 14. Januar zwischen dem Gronad'schen Eheleuten stattgehabten Zwistigkeiten. Am 26. Februar sei sie zugegen gewesen, als der Vicewirth Schröder den Angeklagten die Treppe hinunter brachte. Der Letztere äußerte dabei, daß er sich das nicht gefallen lassen brauche. Ihr gegenüber habe Anna Bloch den Angeklagten als einen ordentlichen Menschen bezeichnet und sich gegen eine Scheidung ihrer Schwester ausgesprochen. — Frä. Johanna Schröder ist die Tochter des getödteten Vicewirths Schröder. Am 14. Januar habe ihr Frau Gronad geklagt, daß ihr Mann sie gewürgt hat und ihr einen geschwollenen Hals gezeigt. Am 26. Februar habe sie bei Gronad Spettel gefordert, und äußerte ihr verstorbenen Vater, daß Gronad ein roher, gewaltthätiger Mensch sei. Am 29. März, als wieder aus der Gronad'schen Wohnung Lärm ertönte, rief sie noch ihrem Vater zu: schnell, schnell! Ihr Vater eilte hinaus und als er so lange fortblieb, folgte sie ihm. Auf der Treppe begegnete sie dem Angeklagten, der auf seine Ehefrau mit dem Messer losstieß. Frau Gronad fiel als Beige gegen das Fenster, worauf sie sich in ihre Wohnung zurückzog. Das Nichterscheinen ihres Vaters schrieb sie anfänglich einer Ohnmacht desselben zu, später erhielt sie aber die schredliche Nachricht von dessen Tode. — Schuymanm Schnärdel, der im Revier der Al. Andreasstraße stationirt ist, bekundet, daß der Vicewirth Schröder am 26. Februar cr. seine Hilfe zur Entfernung des Angeklagten aus dem Hause Andreasplatz 3 nachgesucht habe. Bei seinem Erscheinen sei aber der Angeklagte bereits im Fortgehen begriffen gewesen, und habe er denselben auf die Strafbarkeit seines Thuns als Hausfriedensbruch aufmerksam gemacht. Schröder habe ihm kurze Zeit darauf mitgetheilt, daß der Angeklagte getödtet habe, ihn, den Schuyman, zu erstechen. — Frau Dr. P a n t z e r erzählt, daß Frau Gronad zu ihr gesagt habe: „So lieb mich mein Mann hat, so sehr haßt er mich, und ich fürchte, daß er mich ermorden würde, wenn ich bei ihm bleibe.“ — Bechel. Weber P r e i l wohnte ebenfalls im Hause Andreasplatz 3. Am 26. Februar äußerte der Angeklagte zu mir: „Ich habe eine Frau und doch keine; wenn sie zu Balle ginge, dann werde ich es ihr besorgen.“ — Zahnstecher Robert Fischer, von dem bereits mehrfach die Rede war, deponirt, daß Frau Gronad ihn am 26. Februar gebeten habe, sie zum anberaumten Sühneterrain zu begleiten. Im Wartezimmer des Gerichts stieß der Angeklagte seine Frau vom Fenster fort und murrte fortwährend unverständliches Zeug vor sich hin. Als Frau Gronad aus dem Terminzimmer herauskam, äußerte sie: „Wissen Sie, was sich mein Mann einbildet? Daß ich mit Ihnen ein Verhältniß unterstelle.“ Darüber habe er nur lachen können. —

daß sie unerreichbar seien. Groß war daher das Erstaunen der Besatzung, als plötzlich ein Boot durch die Brandung schoß und deren Insassen ihr in gutem Englisch zuriefen, sie seien zum Beistand bereit, falls eine Abtheilung landen wolle. Ein Matrose erbot sich, die angebotene Gastfreundschaft anzunehmen, und als er erwiederte, wußte er Nichtwüdiges zu berichten. Der alte Mann, den er auf der Insel getroffen, habe gesagt, er heiße Alexander Smith und sei der einzige Ueberlebende der „Bounty-Meuterei“, und daß die Insel jetzt von 25 Personen bewohnt würde. Daraufhin begab sich Kapitän Folger selbst an Land, um weitere Informationen einzusuchen, die er austauschte gegen Berichte über die Weltreise in den letzten 20 Jahren. Er erzählte den Insulaner, daß sich in Frankreich eine schredliche Revolution abgepielt habe und daß ein Mann, Namens Bonaparte, Kaiser geworden sei und einen großen europäischen Krieg angezettelt habe. Als er von dem glänzenden Seesiegen sprach, die England errungen, brachen seine Zuhörer in ein lautes Hurrah aus: Old England for ever! Als Kapitän Folger wenige Wochen später Paiparaiso anließ, stattete er einen ausführlichen Bericht über diese Entdeckung ab, der auch prompt nach England befördert wurde. Allein die britische Regierung hatte gerade damals sich um viel wichtigere Dinge zu kümmern, als um 35 Menschen auf einer einsamen Insel der anderen Erdhälfte, und so fiel der Schleier, der für einen Augenblick gelüftet worden war, auf weitere 6 Jahre, um dann abermals durch den Zufall gehoben zu werden. Die englischen Fregatten „Briton“ und „Tagus“ kreuzten 1814 in der Südsee, und die amerikanische Kriegsschuluppe „Essex“ zu suchen, welche mehrere Wäshipäger gekapert hatten. An einem Abend kamen sie plötzlich in Sicht einer kleinen hochragenden Insel, die auf einer Stelle lag, wo den Karten zufolge in einem Umkreise von 200 Meilen keine Insel liegen sollte. Die Offiziere prüften scharf ihre Karten: keine Insel war zu finden, und da lag doch eine vor ihren Augen, fast 1000 Fuß über den Meeresspiegel ragend. Der Morgen brach an und immer noch lag die Insel da; auf ihrer felsigen Küste wurden jetzt auch Menschengruppen bemerkt, aus denen sich zwei Männer loslösten, um ein Boot zu besteigen, mit dem sie gewandt durch die Brandung schifften und bald bei den Fregatten anlangten. Nachdem ihnen ein Tau zugeworfen worden war, sprang ein junger Mann auf Deck und antwortete auf die Frage, wer er sei: Thursday October Christian, Sohn von Fletcher Christian, dem Meuterer der „Bounty“, und einer tahitianischen Mutter und der Erstgeborene auf der Insel. Der andere junge Mann hieß Edward Young, Sohn eines anderen oben genannten Meuterers.

Die beiden jungen Leute erstaunten über Alles, was sie sahen. Eine Kuh jagte ihnen Schreden ein, da sie keine anderen Säugethiere wie Schweine und Biegen gesehen hatten. Ueber einen kleinen Hund freuten sie sich sehr: „Ich weiß, daß das ein Hund ist“, sagte Young, „ich habe von diesem Thiere gelesen.“ Als sie in die Kajüte geführt wurden, um an einer Mahlzeit Theil zu nehmen, salzten sie erst die Hände, um ein lautes Gebet zu sprechen, was sie wiederholten, als sie sich gesättigt hatten. (Fortsetzung folgt.)

Zur Arbeiterbewegung.

Arbeitsleistung. In der Modellfabrik von Franz Müller, Kroutstraße 37, haben sämtliche Gesellen in Folge von Lohnreduzierungen und Arbeitsverlängerung von Seiten des Arbeitgebers die Arbeit niedergelegt.

Ein Verein der Weber und verwandter Berufe hat sich in Langenberg gebildet, trotzdem der Ort nur 16-1700 Einwohner zählt. Bei seiner Gründung zeichneten sich sogleich 25 Mann ein. In der jüngsten Mitglieder-Versammlung ließen sich weitere 9 Mann eintragen, so daß der Verein ein erfreuliches Wachstum zeigt.

Die allgemeine öffentliche Schneiderversammlung, welche von der Lohnkommission der hiesigen Schneider einberufen, am Mittwoch Abend in Bräuer's Salon, Gr. Frankfurterstraße 74/75 unter dem Vorsitz des Herrn Pfeifer tagte und recht gut besucht war, diskutierte nach Anhörung eines beifällig aufgenommenen Referates des genannten Vorsitzenden über die Aufgaben der Lohnkommission und der Werkstätten sehr lebhaft über diesen ersten Punkt der Tagesordnung, den der Referent Pfeifer in derselben Weise, wie in der unlängst stattgehabten ersten Schneider-, Arbeitnehmer- und Werkstätten-Delegierten-Versammlung sehr eingehend erörterte; indem er die traurigen Verhältnisse und Löhne besprach, die Sonntags- und Ueberstunden-Nacharbeit, die zeitweise in Folge der Saisonarbeit herrschende Arbeitslosigkeit etc. und die Notwendigkeit der Aufstellung einer Lohnstatistik, der Wahl von Werkstätten- und Hausarbeiter-Delegierten, welche mit der Lohnkommission in steter Verbindung bleiben und die von allen auf die Löhne und Arbeitsverhältnisse bezüglichen Vorgängen sofort unterrichten müsse, damit dieselbe, wenn nötig, solche an die Öffentlichkeit ziehe und überhaupt in der Lage sei, die richtigen Maßnahmen zu treffen.

Ver einsnachrichten.

Die Kommission der Kranken- und Sterbekasse der Maschinenbauarbeiter Berlins macht ihren Mitgliedern bekannt, daß das Königl. Polizei-Präsidium die Veröffentlichung der Verfügung vom 29. Febr. d. J. an den Anschlagstulen nicht gestattet hat. Die Kommission macht ferner darauf aufmerksam, daß nach § 37 des Statuts jedes Mitglied nach wie vor aus der Krankenkasse auscheiden und sich seine Anrechte an die Sterbekasse wahren kann.

Der Louisestädter Arbeiter-Bezirksverein "Vorwärts" hielt am Mittwoch, 2. Juni seine regelmäßige Vereins-sitzung ab, zu welcher Herr Stadtv. Singer einen Vortrag in Aussicht gestellt hatte. Leider war Herr Singer durch Krankheit am Erscheinen verhindert, und so mußte Herr Liefländer in die Bresche springen und sie durch einen Vortrag über amerikanische Verhältnisse ausfüllen. Der Vortragende verstand es durch seine interessanten Ausführungen, die hauptsächlich die Lage der arbeitenden Klassen in Amerika schilderten und Schlaglichter auf Sitten und Gebräuche in jenem Lande jenseits des Ozeans warfen, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln und wie der allgemeine Beifall bewies, über die Höhe zu liegen, die im Saale herrschte.

bereinigen sollten, wurde um 11 Uhr die Versammlung geschlossen.

Ein Tag der Freude, schreibt man uns aus Rom, wie solche hier sehr selten und seit langer Zeit nicht vorgefallen ist, war der 29. Juli. An diesem Tage hatte die hiesige Tischler-Centralkasse eine öffentliche Versammlung einberufen, in welcher der Reichstagskandidat unseres Wahlkreises, Oscar Krohm aus Berlin, über das Krankenlaster referierte. Derselbe wies in in fast 1 1/2 stündiger Rede die Uge und Nachteile des betreffenden Gesetzes nach und leuchtete die verschiedenen Kassenarten, und bezeichnete sich die Centralkassen als die besten. Hierauf entspann sich sehr lebhaft und interessante Debatte, in deren Verlauf die anwesenden Gewervereiner die Rede des Herrn Krohm lobten. Herr Kühne, ein alter Demokrat aus dem Jahre 1848, erklärte, von der Tagesordnung abgesehen, daß er der Fortschrittspartei, welcher er bisher angehört habe, mehr länger angeschlossen könne, weil sie nicht geschlossen, das Sozialistengesetz gestimmt habe. Dem ebenfalls anwesenden Vorsitzenden des fortschrittlichen Wahlvereins, Herrn Kober, hierauf folgende Redner Herr Herrling sprach zunächst Freude über die Umwandlung des Herrn Kühn aus und streifte dann noch das Krankenlastergesetz. Er meinte, durch Gesetz allein könne man sich die Sympathie der Arbeiter erwerben, man müsse vielmehr die materielle Lage derselben bessern, eine geregelte Arbeitszeit einführen u. s. w. Nach ein wenig bedeutungsvollen Ausführungen verschiedener Gewervereiner ergreift Herr Seefeld das Wort. Er führte aus, daß bei den Gewerklaffen hauptsächlich solche Leute als Mitglieder aufgenommen würden, welche der Fortschrittspartei angehören. Als hierauf ein Gewervereiner einlenken wollte, darum bat, man möchte doch den Streit bei Seite lassen, einig sein, wurde ihm von Herrn Herrling sehr richtig wider, daß Parteianfichten mit Kassenangelegenheiten nichts zu thun hätten, die Hauptsache sei, daß die Gelder richtig Weise verwaltet würden. Er empfahl schließlich Beitritt in die Centralkassen, da bei denselben die Betrugskosten sehr gering seien. Zum Schluß ergreift Krohm noch einmal das Wort und kritisiert das Verbot der freisinnigen Partei bei dem Antrag Stern, betreffend Einführung des "gleichen und geheimen Wahlrechts". Er hätte ein Teil derselben gegen den Antrag gestimmt, zeitig abgeteilt Redner den Ausdruck von Schulge-Demokratie, welcher sagte, man entfessele die Bestie nicht als uns der erste norddeutsche Reichstag das gleiche, und diese Wahlrecht brachte. Auch erwähnte Referent Volkszeitung als das Hauptorgan dieser Partei, welche 21. November 1858 schrieb: "Das allgemeine heime Wahlrecht haben wir auf Jahre hin verjagt! Im Jahre 1859 den 28. 29. 30. Oktober ist die Volkszeitung, es gab keine Demokraten mehr, Herr Krohm meinte schließlich, daß es mit der Freisinnigkeit dieser Partei schlecht bestellt sei, dieselbe heuchle nur die Freundschaft, und deshalb rathe er entschieden davon ab, "Freisinnigen" bei den bevorstehenden Wahlen seine Stimme zu geben. Daß sich die Anwesenden mit den Ausführungen der Referenten einverstanden erklärten, bezeugt der reichliche spendete Beifall. Zum Schluß fanden noch Einzelanträge die Krankenkasse statt. Eine große Anzahl gab Herrn Krohm das Geleit nach dem Bahnhof Neu-Babelsberg, wo ihm Abschied ein kräftiges Hoch ausgedrückt wurde.

Die Schmiede Berlins und Umgegend halten Montag, den 7. Juli, abends 8 Uhr, in den Grätzel Bierhallen, Kommandantenstr. 77-79, eine große öffentliche Versammlung ab. T. O.: 1. Beratung der Statuten des Fachvereins. 2. Bericht des Vorstandes von Hamburg, betreffend den Beitritt zur Zentral-Kranken- und Sterbekasse der deutschen Bogenbauer. 3. Verschiedenes. - Im Verlauf der Sache erscheint ein recht zahlreiches Erscheinen dem geboten.

Die Berliner Bauanschläger halten am 9. Juli, abends 8 Uhr, im Lokale des Hrn. Grünwald, Neue Jakobstr. 12, Delegiertenversammlung ab.

Der Fachverein der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- und Dampfmaschinen hält am Sonnabend, den 5. Juli, abends 8 Uhr in den Grätzel Bierhallen (Kommandantenstr. 77/79) eine außerordentliche Generalversammlung. T. O.: 1) Wahl des Vorstandes. 2) Wahl der Sachkommission. 3) Wahl der Revisoren. 4) Verschiedenes. 5) Fragebogen.

Das 1. Stiftungsfest des Vereins findet am Sonnabend, den 19. Juli in Buhlmann's Lokal, Schönhauser Allee 48 und findet Billets a 30 Pf. bei der Vergütungskommission sowie am Versammlungsabend zu haben.

Neueste Nachrichten.

Toulon. Dierelbst wurden amtlich im Laufe des gestrigen Vormittags sechs Cholera-Todesfälle gemeldet. Marseille. Nach amtlicher Angaben sind während letzten 24 Stunden nur vier Personen an der Cholera gestorben. - Ferner sind seit gestern Abend noch drei Cholera-Todesfälle amtlich gemeldet worden. Mit Bezug auf Cholera-Gefahr fand hier eine Versammlung von Ärzten, Pharmazeuten statt. Der Vorsitzende erklärte, daß die Ruhigung der Bevölkerung über die in letzter Zeit eingetretene größere Sterblichkeit unbegründet sei, da dies zur Zeit starken Hitze das Gewöhnliche sei.

Briefkasten der Redaktion.

F. B., Gollmannstraße. Ihre Anfrage ist durch Artikel in der gestrigen Nummer bereits erledigt.

Fachverein der Tischler

Sonnabend, den 5. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, Neue Grünstr. Generalversammlung.

Tagesordnung: 1. Ueber Unterstufung Arbeitslocher. 2. Antrag des Reichstags. 3. Wahl des Vergütungskomitees. 4. Verzeichnis des Dittungsbuch legitimiert. Billets zum Sommer werden ausgegeben.

Metallarbeiter Berlins.

Freitag, den 4. Juli: Große öffentliche Generalversammlung sämtlicher Metallarbeiter Berlins im großen Saale "Sanssouci", Abends 7 Uhr. Pünktlich am Plage zu sein, jedes Metallarbeiters Pflicht. [365] Die Kommission.

Im Verlage von J. G. B. Dieck in Stuttgart erschienen und ist in der Expedition des "Berliner Volksblatt", Zimmerstr. zu haben:

Die Sozialdemokratischen

vor dem Deutschen Reichstage.

Erste Lesung des Sozialistengesetzes nach dem amtlichen Stenogramm. Heft I. Sitzung am 20. März } a Heft 25 Pf. " II. " 21. " } b Heft 25 Pf. Wabrer Jakob Nr. 6. - 10 Pf.

An die Mitglieder

der (alten) Kranken- und Sterbekasse der Maschinenbauarbeiter Berlins.

Das Königl. Polizei-Präsidium hat unter dem 12. Juni d. J. der unterzeichneten Protest-Kommission mitgeteilt, daß die Veröffentlichung der Verfügung vom 29. Februar d. J. auf Grund des § 9 des Gesetzes über die Presse vom 12. Mai 1851 in Verbindung mit § 30 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 an den Anschlagstulen nicht gestattet ist.

Die am 9. Juni d. J. in die Verwaltung eingetretenen drei neuen Mitglieder stellen den Antrag, den Mitgliedern die Zurücknahme der Verfügung vom 29. Februar er. bekannt zu geben. Es wurde hierauf beschlossen, die Zurücknahme der Verfügung im Kassenlokal und in den Jahrestellen bekannt zu machen. Dies ist geschehen. Da aber die Bekanntmachung den Mitgliedern unverständlich ist, so weisen wir darauf hin, daß bis auf Weiteres jedes Mitglied nach wie vor, nach § 37 uneres Statuts aus der Krankenkasse auscheiden und sich seine Anrechte an die Sterbekasse wahren kann.

Berlin, den 3. Juli 1884.

Angerordentliche Generalversammlung.

Fachverein der Schneider, Freitag Abends 8 1/2 Uhr in Grätzel's Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79. Die wichtige Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gemacht. [371] Der Vorstand.

1 Herr findet Schlafstube b. Mundstoc, Mantuffelstr. 114, v. IV.

Der Angeklagte bestritt, was er hierzu zu demerken habe, es läßt: "Von diesem Menschen will ich nichts wissen." - Auf die Vernehmung der Mutter des Angeklagten, Frau Gronad, wird allgemein verzichtet, nachdem dieselbe den Wunsch zu erkennen gegeben, ihre Aussage verweigern zu dürfen. - Dienstmädchen Clara Walter, welche mit dem Angeklagten zusammen im Dienst stand, bekundet, daß derselbe am 29. März mehr Bier wie gewöhnlich getrunken hat. - Betsel, Emilie Erbe, welche den Angeklagten von seiner Arbeitsstätte her kennt, erklärt, daß sie mit demselben manchmal über seine Ehe gesprochen hat. Der Angeklagte habe stets mitgeteilt, daß er seine Frau sehr lieb habe und daß er ihren Wunsch, sich von ihm scheiden zu lassen, nicht erfüllen werde. Am Tage der That sei ihr das Benehmen des Angeklagten in hohem Grade auffällig erschienen. Dasselbe sagt Arbeiter Leiber. Unterebel, Anna Bloch, Schwägerin des Angeklagten: Ihre Schwester Emma habe nie zu ihr gellagt, daß ihr Mann sie schlecht behandle. Von der Scheidung habe sie ihrer Schwester abgerathen; dieselbe wolle aber davon nichts hören. Bezüglich des Vorfalls am 29. März giebt die Beugin an, daß sie sich in der Mittagsstunde bei ihrer Mutter befunden habe. Gegen 1/2 Uhr klopfte es, sie erkannte sofort in diesem Klopfen ihren Schwager. Sie schob ihre Schwester Emma in die Wohnstube und schloß die Küchentür zu, ihre Schwester Anna trat an's Fenster und rief nach dem Bicewirth. Der Angeklagte schlug die Thüröffnung ein und erschien in der Küche. Hereinkommen und auf die Auguste zulaufen, war Eins. Von den gegen sie geführten Stichen in den Hinterkopf und an die Schulter habe sie nichts bemerkt. Sie begab sich in die Bretsche Wohnung, zu welchem Zeitpunkt sie den Bicewirth Schröter in der Küchentür sah. Bei ihrer Rückkehr in die Küche fand sie ihre Schwester Auguste und Schröter als Leichen vor. Ihre Schwester Frau Gronad suchte sie anfänglich und fand sie denn auf dem Flur auch als Leiche wieder. Von ihrer Verwundung sei sie erst von Leuten auf der Straße aufmerksam gemacht worden. Die Heilung sei in 14 Tagen resp. 6 Wochen erfolgt, ohne daß sie arbeitsunfähig gewesen wäre. Frau Weber Pletsch, welche mit der ermordeten Frau Gronad auf demselben Flur wohnte, deponirt, daß es ihr nach der Verheiratung der Frau Bloch mit dem Angeklagten besonders aufgefallen war, daß Erstere ganz ungewöhnlich hinfällig wurde. Bei dem Streit am 14. Januar machte sie dem Angeklagten ob seines Verhaltens Vorhaltungen; er befruchtete aber, seiner Frau was gethan zu haben; sie sei nur über die Kommode gefallen. Am Nachmittag des 29. März sei sie, als sie den Lärm hörte, zugesprungen und habe den Angeklagten mit einem Messer an der Schwelle stehen sehen. Schröter fiel erst um, dann erst die Auguste Bloch. Während sie sich in ihre Stube zurückzog, wandte sich der Angeklagte wieder nach der Bloch'schen Küche zurück, in welcher Frau Gronad auf den Knien lag. Sie sah noch, wie der Angeklagte auf seine Frau mehrmals einschlug. - Die Aussagen des Chemannes dieser Ruffin hat am 29. März den Angeklagten gleich nach der That gesehen, wie er das Blut von seinem Messer und seinen Händen wusch. - Frau Arbeiter Brau hat bei der Entfernung des Angeklagten nach der That die Worte von demselben gehört: "Mir ist Alles egal, mein Leben ist mir auch egal!" - Kellner Hücker hat dem Angeklagten gegen Mittag des 29. März einen Schnaps verabfolgt, und fiel es ihm auf, daß er es ganz besonders eilig hatte. - Schumann Fuch ist dem Angeklagten unmittelbar nach der That zur Flucht gefolgt. - Unterwegs hatte er sein Messer in den Kinnstein geworfen, welches er herausholen ließ. Der Angekl. ging in das Haus, in dem sich das Revierbureau befand. Auf dem Flur äußerte der Angeklagte zu ihm: "Ja, ja, ich bin der Mörder!" - Schumann Vertel deponirt, daß der Angeklagte zu ihm geäußert habe: Es ist wahr, daß es so gekommen ist, ich weiß, was ich gethan habe. Die Anna Bloch ist an Allem schuld, schade, daß die so davon gekommen ist." Im weiteren Verlauf habe der Angeklagte, der sehr aufgeregt war, gesagt, es wäre gut, daß ihm nicht noch mehrere in den Weg gekommen seien, sonst hätte er die auch noch niedergestochen. - Schumann Felle deponirt, daß ihm auf seine Vorhaltung der Angeklagte erklärte, er wäre mit der Absicht zu seiner Frau hingegangen, sich mit ihr zu versöhnen oder mit ihr vereint zu werden. Dabei war er sehr ruhig. - Schumann Voth bekundet nur, daß das Schlächtermesser erst nach Einlieferung des Angeklagten nach dem Wachtlokal gebracht worden war. Die Hülle befand sich in der Seitentasche des Angeklagten. - Kriminal-Kommissar Brödel hat dem Angeklagten zwei Stunden nach der That vernommen. Von der That habe derselbe keine Spur gezeigt. Von der Ermordung der Schwägerin und des Schröter wollte er Anfangs nichts wissen, nachher gab er an, daß er sich in großer Aufregung befunden hätte. Auf ihn habe es den Eindruck gemacht, als ob der Angeklagte mit großer Ueberlegung zu Werke gegangen wäre. Gerichtsdiener Harloff hat den Angeklagten zur Lokalbeurkundung nach dem Ort der That geführt. Unterwegs habe sich zahlreiches Publikum angesammelt und Drohungen ausgeprochen. Der Angeklagte äußert; Wenn ich nur frei wäre, dann würde ich den Leuten ordentlich etwas auswaschen. Während der Lokalbeurkundung war der Angeklagte in die äußerste Wuth gerathen. Während des Rücktransportes äußerte er: Und selbst wenn ich vor dem Kof stehe, hätte mir die That nicht leid, die haben mir zu schlimm zugesetzt. Später sagte der Angeklagte, daß er wohl manchmal Neue empfand, dann aber läme eine gewisse Befriedigung über ihn. Bei Ausführung der That habe er seine Frau nicht erkannt; erst als er sie hinfinken sah, nahm er das wahr, und habe er ausgerufen, Gott hat mir den richtigen Weg gezeigt! - Mit dieser Vernehmung wird die Beweisnahme abgebrochen, und soll die Verhandlung Morgen um 9 Uhr fortgesetzt werden.

Theater.

Freitag, den 4. Juli.

Die Königl. Theater sind der Ferien wegen geschlossen.

Deutsches Theater: Geschlossen.

Königs Friedrich-Wilhelmst. Theater: Boccaccio.

Kallner Theater: Hotel Blancmignon.

Ohnd-Theater: Der Bettelstudent von Berlin.

Velle-Alliance-Theater: Die Goldprobe.

Balshalla-Operetten-Theater: Nanon.

Luisenstädtisches Theater: 61. Opern-Vorstellung. Gastspiel des Fr. Emmy Dähne und des Herrn Kasten vom herzog. Hoftheater in Coburg. Johann von Paris. Komische Oper in 3 Akten von Boieldieu. Nach der Vorstellung: Großes Garten-Konzert.

Central-Theater: Los und Ledig.

Cigarren-Import

Gustav Wendt

Berlin S., Oranienstrasse 66, Berlin S. zwischen Moritzplatz und Kommandantenstrasse.

Die Hut- und Schirm-Fabrik

von Paul A. Lindemann,

Nauannstraße 33, S.-O.,

empfiehlt in größter, stets frischer Auswahl: Filzhüte in allen modernen Facons zu M. 2 50 bis M. 12. Regen- und Sonnenschirme zu M. 1 bis M. 20. [372]

Bediienung nur reell!

## Das Kind in Brauch und Sitte der Völker.

Professor Bloß hat sich früher schon in einer Monographie über das „Weib“ als eifriger und erfolgreicher Sammler auf anthropologischem Gebiete bekannt gemacht. Auch in seinem neuen Buche über „Das Kind“ ist als wesentliches Verdienst die unermüdete fleißige Sammlung alter und neuer Zeugnisse über die Behandlung des Kindes hervorzuheben.

Greifen wir einmal in die Schatzkammer hinein. Die „Taufe“, das Begießen mit Wasser, kommt schon bei Naturvölkern vor. Der Gebrauch herrscht noch bei Polynesiern, Negern und Rothhäuten; bei Ariern, Semiten und Turaniern. Er herrscht bei den weiland Guanachen auf den canarischen Inseln. Die noch halb heidnischen Lappen taufen ein von Christen getauftes Kind noch einmal um, wiederholten auch die Taufe nach jeder Krankheit. Auf Neuseeland besprengen noch jetzt die Frauen am fünften Tage das Kind mit nassen Zweigen, später folgt eine zweite Taufe durch den Priester. Auf Sumatra wird das Kind in einen Bach getaucht. Auf einer Südsee-Insel reibt man dem Kinde Gesicht, Halsfleisch und Lippen mit Salz und Cocosöl ein. Auf den Philippinen bekommt das Kind zuerst Salz in den Mund, dann rennt man mit ihm zum Bache. Bei den Doaherero spritzt der Häuptling einen Mund voll Del auf Mutter und Kind. Noch viel deutlicher wird die Taufhandlung bei den alten Ägypten in Pylatan. Emka heißt das Herabsteigen „Gottes“; Zweck ist: Reingung zur Sitteneinheit, Schutz gegen den bösen Geist. Bei den Mexikanern nannte man das Kind nach Ausbreitung des Bösen „wiedergeboren“. Die Welt hieß diesen vorgreifenden Ägypten ein „Ort der Betrübniß und Qual“. Nebenbei noch eine andere Zufuhr für die Unternehmer in Pestimismus: die alten Thraler, Halbgermanen, beweinten das Neugeborene, weil es jetzt das Leben zu ertragen habe und jubelten bei seinem Tode.

Bei den Turaniern, auch den Buddhisten, ist die Taufe so sehr im Gebrauch, daß sie in der samaischen Kirche ein „Sakrament“ genannt wird. Daß sie bei den Juden Sitte war, geht aus der Taufe im Jordan hervor. Aber auch urgermanisch ist der Gebrauch, skandinavisch und deutsch. Die ursprüngliche Taufe galt bei den Kirchenvätern als apostolische Tradition, aber ohne daß Zeugnisse dafür beigebracht wurden. Das Jeronimell dattirt vom 4. Jahrhundert. Das Anspeien und Anblasen war schamanische Verehrung. Im 5. Jahrhundert erst kam die Kinder-taufe allgemein auf; erst im 13. Jahrhundert erst beschränkte man sich auf das bloße Besprengen mit Wasser.

Da wir gerade beim Wasser sind, so fügen wir ein Wörtchen von der „Sintfluth“ an, von dieser uralten Tradition des Diluviums. Daß diese Sage bei den Griechen und Babyloniern einheimisch war, wußten wir aus griechischen Autoren und den kürzlich entdeckten Thontafeln in Mesopotamien; Bloß führt nun noch die Chibcha in Neu-Granada an: der erzählte Gott Chibcha überschwemmte das ganze Land, die Bewohner flohen auf die Höhen und stellten zu Bochica, der sodann auf einem Regenbogen erschien, um Abfluß des Wassers und Befruchtung der Ebene.

Ganz eigenthümliche Gedanken melden sich für den Anthropologen bei den verschiedenen Be- und Mißhandlungen des Kopfes der Kinder. Könnte nicht das Kopfrücken bei so vielen asiatischen Völkern auf die Brachycephalie eingewirkt haben? Nach Nagar gilt auf der Malabarhalbinsel ein niedrig runder Kopf für schön. Im Nilgirigebirge (Indien) wird der Kopf des Kindes von beiden Seiten gepreßt, um ihn möglichst zu runden. In Ostafghanistan wird der ganze Körper in Thonformen eingewängt, damit die Stirn breit werde. Bei dem Adamantenen wird stark auf Stirn und Schläfen gedrückt; Kopf und Schädel werden dort ebenso verunstaltet, wie bei uns die Brust- und Athmungsorgane des weiblichen Geschlechts. Alle amerikanischen Rothhäute verunstalten den Kopf der Kinder. (Waren sie eingewanderte Mongolen, so hatten sie

diesen Usus aus Asien mitgebracht.) Bei den Flachköpfen von Nordwestamerika wird umgekehrt der Kopf förmlich zum Keil gemacht; die Rundköpfe müssen Ellaven werden; europäische Rundköpfe werden verachtet. Birchow erklärt die hohe Brachycephalie der Patagonier durch ein Brett auf jeder Seite des Kopfes und eines zum Aufstiegen des Hinterkopfes. So etwas muß sich doch endlich vererben, und so kann der flachste Friesenkopf in den entgegengesetzten Typus verwandelt werden.

Auch Eder in Freiburg berücksichtigt die Deformation des Schädels und konstatirt eine doppelte Art und Weise: die keilförmige und die zylindrische Gestaltung. Die erstere findet nach ihm statt bei den Indianern des Nordwestens von Amerika, den Caribben etc., die letztere auf den Hochebenen der Anden, in Bolivia, in den Gräbern der Cymaras und bei den ausgestorbenen Nathey am Nilsflusse.

Der Anatom Rüdinger in München zählt in Amerika eine vierfache Deformation auf: 1) der Schädel nach hinten und oben in die Länge gedrückt, der größte Theil des Gehirns hinter dem Hinterhauptloch; 2) Kuchelform, der Durchmesser von vorn nach hinten sehr gering, von oben nach unten groß (auch in Südfrankreich); 3) Stirn und Scheitelhöhle abgeplattet, in derselben Ebene gelegen, das Gehirn gedrückt; 4) Biscuitform, die Mitte der Scheitelhöhe muldenförmig vertieft, das Gehirn von zwei Seiten gedrückt, Kapazität des Gehirns nur 1350 R. C.

Die Polynesier flachen den Schädel hoch ab, jedoch einigermaßen spitzig. Die Neuseeländer verlängern und verkürzen das Kopfschädel. Die Malaien auf den Samoa-Inseln platten bis zur Stirn ab; auf den Philippinen wird in die Länge gedehnt. Auf Celebes legen die Neueingewanderten den Kopf des Kindes zwischen zwei Bretter, vorn und hinten.

Am Senegal wird der Prognathismus künstlich erzeugt; man bricht die Milchzähne aus und treibt die Erbsenzähne sammt den Kieferknochen durch Bug und Druck der Junge vorwärts.

Die Türken drücken den Kopf rund, damit der Turban sitze. Die Hebammen in Konstantinopel fragen die Mutter, welche Kopfform sie für ihr Kind wünscht! Bandagen um Hinterkopf und Stirn bringen die Brachycephalie zuwege. Die Mongolen brauchen Kegelform für die Tiara. Die Hunnen preßten den Kopf zurück, damit er mongolisch werde — das galt für aristokratisch!

Hippokrates sagt von den Makrocephalen (Langköpfen) am Kaspischen Meere: es gebe solche von Natur nicht, der Gebrauch habe sie so gemacht; die längsten Köpfe halte man für die edelsten. Nach Plinius wohnten die Makrocephalen am südlichen Abhange des Kaukasus und am Kaspischen. Die in der Krim und in Ungarn entdeckten Langschädel werden auf Tataren zurückgeführt, weil die Tataren den Schädel künstlich verlängert hätten.

Die Sitte des Einschnürens soll noch zur Frankenzzeit bestanden haben. Das entsteht für uns jedoch die Frage, ob derartige Schädel nicht einer älteren Race angehören, deren Reste die Franken vorfanden. Noch heute herrscht im Norden und Nordwesten Frankreichs der alte Gebrauch. Dr. Foville, Internist zu Charenton, fand ihn in der Normandie bei Männern und Frauen; durch Bandagen wird eine Walzenform des Kopfes hervorgebracht. In der Bretagne (dem allergeringsten Theile Frankreichs, wo die Anhänglichkeit an das Uralt weit hinter die Capetinger zurückgeht) drückt die Hebamme den langen Kopf rundlich!

Ja, in Paris selbst wird über die Stirnfontanelle eine oft mit einer Metallplatte versehene Haube gelegt, béguin genannt, mit bogensförmiger Spange versehen, auch serre-tête heißen. Das Schädelgewölbe wird dadurch niedergedrückt, ein Querdruk gegen Krans und Weilnast geübt. Werden die Schleifen der Haube am Unterkiefer gebunden, so entsteht die

tête bilobée, im Profil gesehen; geht die Binde über das Hinterhaupt, so bildet sich die tête annulaire.

In der Schweiz wurde noch im 17. Jahrhundert die Rundung des Kopfes bewirkt. Bekanntlich ist die Schweiz sehr stark brachycephal. Altkommobirten sich nun die teutonischen Einwanderer den alten Urvölkern, oder fuhrten bloß diese fort in der angeerbten Operation? Großes Fragezeichen. Man kann doch nicht sagen, daß die Schweiz unter der Skolopadie des Gehirns gelitten hat, die sich sonst so empfindlich geltend macht. Der böse Einfluß auf Volumen, Lage und Gestalt des Großhirns, den Alex. Eder so scharf hervorhebt, veranlaßt den Anthropologen Goffe zu den schroffsten Konsequenzen. Die Siamesen sind dumm und grausam; die Bergbewohner Perus immens denksüchtig; die Indianer am Sacramento das geistig ärmste Volk, die am Oregon bildungsunfähig. Rüdinger erklärt: einseitiger und allmählicher Druck läßt Raum für Ausweitung des Gehirns. Je allseitiger und intensiver, desto schlimmer, schon deshalb, weil das Blut nicht zu den Gefäßen gelangen, das Gehirn folglich nicht ernährt werden kann. Die Irrenärzte wissen ja Vieles von Mißbildungen des Schädels zu erzählen.

## Vermischtes.

Der Bayerisch-Bier-Import nach Paris hat diesen Sommer bis jetzt unerhörte Dimensionen angenommen. Um die Zufuhr bewältigen zu können, hat die Direction der französischen Eisenbahngesellschaft zu Spezialmaßregeln greifen müssen. Es bestehen dieselben in der Einführung sogenannter „Bierzüge“ (trains de bière) auf der Strecke München-Paris. Diese „Bierzüge“, anfangs einer wöchentlich, werden jetzt täglich, mit Ausnahme des Sonntags, abgefertigt und legen die Entfernung von Straßburg nach Paris in 19 Stunden zurück. Auf dem Pariser Eisenbahnhof um 3 Uhr Morgens eintreffend, entleeren sie ihre Ladung — pro Zug 2000 hl durchschnittlich — auf die Frachtwagen der Bier-Importeure, welche den Stoff schleunigst den Kunden zuführen. Diese Kunden sind die großen Restaurants und Brasserien, in denen das Publikum sich drängt. Es giebt heutigen Tages in Paris ca. 25000 Bierauschankstellen. Rechnet man als täglichen Durchschnittsdebit für jede auch nur 100 Seidel, eine Zahl, die eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist, da der Konsum der größeren Etablissements täglich die Zahl vieler Tausender von Seideln erreicht, so kommt man schon auf die artige Ziffer von dreihalb Millionen Seideln täglich, was, das Seidel zu 30 Cent berechnet, eine tägliche Bierausgabe der Pariser von 750 000 Francs darstellt. Jedenfalls ist es besser, wenn die französischen Chauvinisten ihren Keoanchedurst mit deutschem Bier als mit deutschem Blut löschen.

Eine originelle Schenkung beschäftigt am 24. v. Mt. die Väter der Stadt Bielefeld. Der Buchhändler Velhagen, welcher erst kürzlich dem dortigen Verschönerungsverein die Summe von 5000 M. vermacht hatte, bot, wie die „Elf. Ztg.“ berichtet, der Stadt ein Kapital von 2700 M. an unter der Bedingung, daß dasselbe so lange von der Stadt verwaltet werde, bis es mit Zinsen die Höhe von 500 000 M. erreicht habe. Dann sollen 10 pCt. der Zinsen wieder zum Kapital geschlagen werden, bis dasselbe zur Höhe von 1 Million angewachsen ist. Die übrigen Zinsen werden dann zu Verschönerungszwecken angewandt. Da man berechnet hatte, daß die vorgeschriebene Höhe erst in 138 Jahren erreicht werde, fand die Annahme der Schenkung vielfachen Widerspruch; endlich erklärte sich doch die Majorität dafür. Muß es aber dann nach 138 Jahren in Bielefeld schön aussehen!

Die Asiatische Cholera. Die „N. Fr. Pr.“ erhält von einem Fachmanne folgende Bemerkungen: Den Vätern muß es bestreben, daß die französischen Aerzte nach mehrtägiger Beobachtung noch nicht einig darüber sind, ob die in Toulon

## Feuilleton.

### Drei Gesellen.

Eine ernste Erzählung von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Doch Harley blieb ruhig wie bisher, und gleichsam den Blick Friedel's beantwortend, sagte er:

Wenn Ihre Frau Mutter mit mir reden will, so bin ich gerne bereit sie zu hören. Zwar glaube ich nicht, daß sie mir etwas zu sagen haben wird, was Ihr Beide nicht auch hören dürfte; da sie aber eine Unterredung mit mir allein wünscht, so vereinige ich meine Bitte mit der ihrigen, und ersuche Sie, uns für einige Augenblicke zu verlassen.

Des ehelichen Friedel's Staunen war über diese unerwartete Antwort derart gestiegen, daß er kein Wörtchen mehr zu sagen wußte; sogar überhörte er, daß die Mutter ihm noch mit recht freudigem Tone zurief: Geh, mein Sohn, gehe! Eine verlegene Verbeugung machte er, dann verließ er mit Annetten, die ihn durch Blicke und leise geflüsterte Worte zu beruhigen, zu sich selbst zu bringen suchte, das Zimmer.

Neden Sie nun, Madame! sagte Harley, als er sich mit der alten Frau Grein allein sah, zugleich einen Stuhl nehmend und in die Nähe ihres Sessels rückend.

Die Alte machte eine Pause; sie schien nicht recht zu wissen, wie sie die wichtige Unterredung zu beginnen habe. In dem Blick, den sie nun auf Harley wendete, schien sogar etwas wie Verlegenheit sich auszudrücken.

Dieser kam ihr entgegen; scheinbar ruhig sagte er: Wenn ich nicht irre, wollten Sie mir von einem Diebstahl erzählen?

So ist es! entgegnete Frau Grein rasch und freudig, doch auch noch von etwas ganz Anderem, wie soll ich mich ausdrücken? — von einer armen — schwer verleumdeten Frau.

Rein! rief Harley rasch, nur von dem Diebstahl will ich hören.

Dieser etwas barsche Ausruf machte keinerlei Eindruck auf die alte Frau gemacht, nur die Lippen zog sie zusammen, und wie unwillig wendete sie das greise Haupt hin und her, dann sagte sie:

Die Macht des Bösen ist groß, doch ich will sie mit Gottes Hilfe bekämpfen! — Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, wogegen Sie wohl nichts einwenden werden?

Harley machte keinerlei Einwendungen. In seinem Stuhle sah er, den Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hand gestützt, den Blick zu Boden gesenkt und ließ die alte Frau reden.

Hören Sie denn! so begann Mutter Grein, als ob der vor ihr stehende Mann ein Kind gewesen, dem sie in der That eine Geschichte erzählte. In meiner Vaterstadt lebte ein reicher

Mann, der hatte mehrere Söhne. Einer derselben liebte ein armes, aber braves Mädchen, das er aber nimmer hoffen durfte, mit dem Willen des Vaters zu seiner Gattin machen zu können. Das Mädchen hatte eine Freundin; diese war verheiratet, und die junge Frau hatte Mitleid mit dem armen Liebespaare. Den Bitten derselben gab sie nach und gestattete, daß Beide sich sehen und sprechen dürften, insgeheim, in ihrer Wohnung und — wenn ihr Mann nicht daheim, sondern in seinem Geschäfte war.

Harley schaute auf; ein finsterner Blick traf die Frau.

Ein Märchen! ich hörte es schon, sagte er.

Die Erzählerin achtete nicht auf diese Worte, sondern fuhr in ihrer früheren ruhigen Weise fort:

Die Frau that Unrecht und die Folgen sollten nicht ausbleiben — wenn die Aermste auch nicht im Entferntesten die Strafe verdiente, welche sie wirklich traf.

Eine unwillige Bewegung machte Harley, als ob er den Bericht abermals unterbrechen oder Frau Grein wohl gar zum Schweigen bringen wollte.

Diese ließ sich nicht beirren, sondern mit einem imponirenden, fast feierlichen Ernst sagte sie:

Sie müssen mich bis zu Ende hören, Herr, es ist Ihre Pflicht, und bald soll Ihnen klar werden, daß ich Ihnen kein Märchen, sondern eine — leider nur zu wahre Geschichte mittheile. Und ich läge nicht, Herr! Wenn man dem Ende seiner Tage so nahe ist wie ich, wenn man jede Stunde vor seinen Richter dort Oben berufen werden kann, so spricht man abschließlich keine Lüge mehr. — Dies bedenken Sie.

Weiter! sagte Harley, sich eigenthümlich ergriffen fühlend und in einer Aufregung, die sich immer steigerte und Alles, was er bis jetzt gefühlt und erfahren, zu überbieten drohte.

Die Frau beging zu der ersten Unvorsichtigkeit noch eine zweite: sie schrieb Briefe an den reichen jungen Herrn, theilte ihm mit, wann er kommen sollte, um seine Geliebte bei sich zu sehen. Diese Briefe besorgte insgeheim ein Mann, der — ich muß es leider sagen — nur zu sehr geneigt war, Böses zu thun.

Er war Diener des Hauses und des Geschäftes, welches der Vater des jungen Herrn besaß. Dieser Letztere hatte einen Freund und Vertrauten, der las die Briefe und erlangte wohl darauf hin einen Plan, der entsetzlich war, viele Menschen unglücklich, ihn aber reich — wenn auch gewiß nicht glücklich machen sollte. Einen Helfershelfer mußte er haben und fand ihn auch nur zu bald und zu leicht in dem Diener des Hauses, welcher die Postkassette hin- und hertrug. Um das, was er wollte auszuführen, mußte der Mann der Frau, welche die unvorsichtigen Briefe schrieb, entfernt werden, oder vielmehr sich heimlich, fluchtartig entfernen; dazu konnte die Korrespondenz dienen. Falsche Briefe wurden im Namen jener Frau geschrieben und dem Manne derselben in die Hände gespielt — der gewonnene Ueberbringer mußte zugleich die schändlichsten Lügen berichten, als ob die Frau wirklich die Geliebte des jungen reichen Herrn gewesen.

Halten Sie ein! schrie Harley plötzlich auf und mit einem Tone, einer Gewalt, die fast an Raserei grenzte. Mein Kopf zerspringt mir vor den Gedanken, die Sie da wachgerufen haben. Was Sie sagen, ist nicht wahr — es kann nicht wahr sein — denn das entsetzlichste Bubenstück, das je die Erde gesehen, läßt es mich ahnen!

Die alte Frau blieb bei diesem fürchtbaren Ausbruch so ruhig als möglich.

Sie erhob sich und versuchte die Hand auf Ellen's Arm zu legen; dann sagte sie:

Ich spreche die Wahrheit; dies wiederhole ich Ihnen und hoffe, es so gut wie beweisen zu können. Doch beruhigen Sie sich. Wenn auch Gehehenes nicht ungeschehen gemacht werden kann, so kann dasir Vieles noch gutgemacht werden; das bedenken Sie — Herr Ellen!

Die Nennung seines rechten Namens machte keinen Eindruck auf den Aufgeregten; fühlte und wußte er doch, daß die alte Frau ihn längst erkannt hatte.

In der Stube schritt er auf und ab, die Finger in die langen wirren Haare gekramt, an denen er zerrte und zog, während seine Brust sich leuchtend senkte und hob.

Plötzlich blieb er vor Frau Grein stehen, und fast gewaltsam deren Arm ergreifend, sprach er mit einem Ton tiefgroßmüthiger Wuth:

Wenn Sie die Wahrheit gesprochen, wenn er — van Owen — die Fälschung der Briefe, und darauf hin den Diebstahl begangen, dann giebt es für mich keine Hoffnung mehr — dann bin ich verloren — wenn ich nicht noch wahrhaftig werde! Dann habe ich ein armes Menschenherz gefoltert — mehr als jemals eines gefoltert worden ist! Dann bin ich ein Clender, nicht werth des Mitleids des geringsten meiner Mitmenschen!

Halten Sie ein um Gotteswillen! rief die wahrhaft entsetzte Frau. Sie freveln aufs Neue! Der Böse hatte Sie geschickt zu umgarnen gewußt und Sie waren zu schwach, ihm zu widerstehen. — Ah, erging es mir doch auch so! Wir sind eben alle arme schwache Menschen! — Sie ließen sich von ihm leiten und unterwerfen und machten die Ihrigen unglücklich, wie Sie selbst unglücklich wurden. Doch noch ist es nicht zu spät, um Gehehenes so viel als möglich wieder gutzumachen. Wenn Sie auch den Mittag Ihres Lebens verloren haben, der Abend desselben bleibt Ihnen — wie den Ihrigen und kann noch freundlich und schön werden. Und bedenken Sie vor allen Dingen, daß ein Herz Ihrer Art — mit Sehnsucht und seit zwanzig langen Jahren, dem Sie eine Genußthatung schuldig sind. Deshalb lassen Sie sich — verzweifeln Sie nicht an Gott, an sich selbst! Der Herr ist barmherzig; er wird Ihnen verzeihen und Kraft geben, durchzuführen, was Ihnen obliegt.

Ellen war auf einen Stuhl gesunken und beide Hände hatte er vor das Gesicht geschlagen; er weinte wohl, als die alte Frau die letzten Worte sprach. Dann aber tönte es mit

gräßliche Krankheit die Cholera asiatica oder die bei uns ausbreitende, und de am nostras benannte Cholera sei. Die Schwierigkeit der Diagnose liegt darin, daß beide in ihrem klinischen Krankheitsbilde ungemein ähnlich sind und daß es bis vor kurzem auch an einem sicheren anatomisch-pathologischen Unterscheidungs-Merkmal gefehlt hat. Man hat die Erfahrung gemacht, daß Cholera nostras spontan, nicht durch Uebertragung ansteigt, und daß sie sehr tödtlich endet, meist nur bei herabgekommenen Individuen. Für die Cholera in Toulon haben die neuesten Depeschen als Ursache den Genuß unreifer Aepfel angegeben, und man muß zugeben, daß profuse Durchfälle durch Dillfehl entstehen können, die in ihrem Verlaufe der Cholera ähnlich sind; sie unterscheiden sich aber von der Cholera asiatica dadurch, daß sie nicht ansteckend sind. Die Ansteckung wird durch Bakterien vermittelt, welche man bisher bei der Cholera vergebens gesucht hat, die aber im vorigen Jahre von Koch in Indien aufgefunden wurden. Es handelt sich nun darum, diese Bakterien an den Kranken und Todten in Toulon zu suchen, und von dem Erfolge dieser Nachforschung wird es abhängen, ob Europa vor einer großen Gefahr steht oder nicht. Bisher sind zu dieser Untersuchung gegenwärtig nur drei Personen befähigt, nämlich Koch und seine Mitarbeiter Fischer und Goffa. Es kann uns nur mit einem Gefühl der Beruhigung erfüllen, daß diese berühmten Forscher sich bereits nach Paris und von dort nach Toulon begeben haben, um die Krankheit an ihrem Herde zu studiren. Hoffentlich werden die Maßnahmen mit Ernst und Sicherheit getroffen, welche erforderlich sind, um uns vor dem unheimlichen Gast zu bewahren.

**Selbstverstümmelung der Soldaten.** Um dem militärischen Leben zu entgehen, verliert es in Oesterreich alljährlich eine nicht geringe Zahl von Soldaten, an sich Selbstverstümmelungen vorzunehmen. Ist es Feigheit, ist es Furcht vor Strafe, ist es Unlust zum Dienen, ist es harte Behandlung? In der Regel sind es äußere Extremitäten des Körpers, welche zum Opfer fallen; die Verletzungen werden meist mit der Schusswaffe beigebracht, aber auch Hieb- und Stichwunden kommen vor, und mitunter werden auch Ärgernisse mit mineralischen Säuren vorgenommen. In den 17 Jahren 1862-1878 (neuerer Daten liegen nicht vor) kamen in der österreichisch-ungarischen Armee 971 Selbstverstümmelungen vor, die meisten im Jahre 1877, nämlich 117. Der Zeit nach fallen die meisten Selbstverstümmelungen in den Monat Oktober, theilweise November, nach der Rekruten-Eintrückung, was schon als Beweis gelten kann, daß die gedrückten Lebensverhältnisse zum Theil das Motiv dazu sind. Nach den Truppengattungen ist es in der Regel die Kavallerie, wo die meisten Verstümmelungen vorkommen; in manchem Jahre leisteten auch die Jägertruppe und Infanterie einen großen Theil dazu. Von den Ländern ragen meist Galizien und Ungarn hervor. Vor der Einrückung gehörten die meisten Selbstverstümmelten dem Bauernstande an.

**In Folge starken Schnürens.** Im Obernhaufe zu Frankfurt a. M. ereignete es sich vor einigen Tagen während der Auführung des „Herzogthums“, daß die junge Frau eines Orchester-Mitgliedes plötzlich von einer Ohnmacht befallen wurde. Sie wurde sofort in einer Droschke nach ihrer Wohnung gebracht, aber sie kam nicht mehr lebend dahin: Ein Schlaganfall hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. Wie ärztliche Besuche konstatiert wurde, ist die junge Frau in Folge starken Schnürens gestorben. Möge dieser Unglücksfall den Liebhaberinnen unmaßlicher Wespentillen zur Warnung dienen.

**Zur Statistik der Selbstmorde.** Wir wiesen neulich an letzter Stelle darauf hin, daß merkwürdiger Weise gerade in den heißen Sommermonaten die Frequenz der Selbstmorde bedeutend zunimmt, und daß das schöne Sachsen in dieser Beziehung eine hervorragende Stelle unter allen übrigen Staaten einnimmt. Diese unsere Theorien finden eine eklatante Bestätigung. Das „Veitst Tageblatt“ schreibt nämlich: „Heute haben wir über drei Selbstmorde auf einmal zu berichten. Heute Vormittag hat sich ein in den besten Verhältnissen lebender angesehener hiesiger Kaufmann in seiner in der Schloßstraße gelegenen Wohnung durch einen Schuß in die Brust das Leben genommen. Das Motiv zu der That soll in einem unheilbaren körperlichen Leiden, das ihn mit jedem Tage dem Grabe näher brachte, zu suchen sein. Er zog einen raschen Tod dem qualvollen Absterben vor. — Ein hiesiger Buchhalter, welcher zur Zeit hellenlos war, wurde in vorgangener Nacht unter einem Blaudukthogen der Augustusbrücke, in einer Blutlache liegend, aufgefunden. Der unglückliche Mensch hatte sich mit einem Revolver einen Schuß in die linke Brust beigebracht, um sich zu tödten, weil er dem Verhungern nahe war. Er wurde noch lebend nach dem Stadtfrankenbause gebracht. — In derselben Nacht entleibte sich in einem hiesigen Gasthose ein aus Straßburg gebürtiger Gerichts-Referendar mittelst eines Terzerols durch einen Schuß in den Kopf.“

hiesigen, bittenden und fast rührend klingenden Lauten zu ihr auf:

Aus Barmherzigkeit, reden Sie weiter! Sagen Sie mir, woher Sie dies wissen und welche Beweise Sie für das Entsetzliche haben, das Sie mir da so unerwartet mitgetheilt.

Mein Mann, der Unglückliche, den Gott nun so hart gestraft, hat mir später — nach Jahren — gebeichtet, welche ein schändliches Spiel er nach van Owen's Willen mit Ihnen getrieben, und daß dieser die Briefe gefälscht, die er Ihnen übergeben.

Weiter, weiter! Der Diebstahl!

In der Nacht Ihrer Flucht sah ich — und noch eine Person deutlich und unverkennbar — van Owen im Kassenzimmer und wie er die Kassetten, welche die große Summe barg, entzog.

Wer war die zweite Person, die dieses gesehen?

Meine Nichte, Margarethe Lorenz.

Die Lorenz, welche jetzt noch bei dem Schändlichen weilt — die ihm ein Kind geboren!

Was sagen Sie da, Herr Esen? Schrie nun Frau Grein ihrerseits auf.

Ich habe ihn gefunden, den Betrügler — heute gesprochen. Unter dem veränderten Namen von Luvent lebt er in Paris, und wie die Polizei mir mitgetheilt, lebt Margarethe Lorenz bei ihm und seinem Kinde, dessen Mutter sie ist.

Albarmherziger Gott, rief Frau Grein, die Hände zusammenschlagend, nun wird mir Alles klar! Auch das Mädchen hatte der schändliche Mensch zu betören gewußt, denn die Grebe war es, die mir einredete, daß ich falsch gesehen, daß es nicht van Owen gewesen, der die Kassetten davongetragen. Sie war die Ursache, daß ich schwieg und meine Beobachtungen nicht dem Gerichte anzeigte, denn ich glaubte endlich wirklich mich getäuscht zu haben. Nun weiß ich, warum sie gehandelt, wie sie es wohl nimmer vor ihrem Gott wird verantwoorden können.

Und der Schurke hatte noch die Stirne, mich — mich! — des Diebstahls zu zeihen, den er dann, als er seine Lügen wohl unhaltbar fand, auf den verstorbenen Leo wälzte und auf Euren Mann, der die That mit Leo oder für diesen ausgeführt haben sollte. Jetzt wird mir sein Gebahren klar. O, ich lüchtläubiger, gutmüthiger Thor! Zwanzig Jahre haben nicht hingereicht, um mich vorstüßiger zu machen. Und wie ich dem Schurken damals vertraute, so war ich auf dem Punkte, ihm noch heute zu vertrauen. Wer weiß, was er aus mir gemacht, wohn er mich noch geführt haben würde? Aber Beweise muß ich haben, Beweise, daß ich diesen van Owen als Verbrecher überführen kann, um dadurch mich und den Namen, den mein Weib und mein Kind tragen, vor der Welt zu rechtfertigen und zu reinigen. Das muß geschehen — sein Tod von meiner Hand wäre Strafe für mich und nicht für ihn; dem Gerichte muß er verfallen, von ihm muß er sein Urtheil empfangen und ewige Schmach und Schande ihm werden!

**Selbstmord mittelst einer Kanone.** In München hat sich der Unteroffizier Jakob des 1. Feld-Artillerie-Regiments in der Maximilians-Kaserne mittelst einer Kanone erschossen. Als Motiv wird Furcht vor Strafe angenommen. Beim Bugen des Geschüzes hatte Jakob dieses mit einer Kartätschgranate zu laden gewußt und sich dann mit der Brust vor die Mündung des Rohres gelehnt, wodurch ihm beim Abfeuern der ganze Körper zerrissen wurde.

**Dem Ehepaar Jungengel in Bamberg** wurde zu Anfang dieses Jahres ihr einziges Kind, ein vierjähriger Knabe geraubt; seit dieser Zeit sind an die trostlosen Eltern zahlreiche Zuschriften eingelaufen, in welchen ihnen aber das Auffinden eines dem verschwundenen Knaben ähnlichen Kindes Mittheilungen gemacht wurden. Aber alle diese Nachrichten erwiesen sich als unrichtig. Vor einigen Tagen nun ging wieder mit aller Bestimmtheit die Nachricht durch die Zeitungen, daß das unglückliche Kind bei einer umherreisenden Theatergesellschaft gefunden sei. Nun aber schreibt das „Bamb. Journ.“: Leider hat sich die Hoffnung, daß das in Kollnau bei Bruchsal vorgefundene Kind das Jungengel'sche sei, nicht erfüllt. Herr Jungengel, welcher dorthin gereist ist, hat an die königl. Staats-anwaltsschast zu Bamberg die telegraphische Mittheilung gemacht, daß er das bei dem Kaspertheater-Inhaber Ferdinand Flock aufgefundenen Kind als das seinige nicht erkennt. Der bedauerliche Vorfall beweist, daß herumsiehenden Komödiantentruppen, Kunststücken u. s. w. nicht scharf genug auf die Finger gesehen werden kann. Man ist im Allgemeinen gewohnt, den Kinderraub in das Gebiet der Schauerromane zu verlegen, man thut indeß sehr Unrecht daran. Ein Kind ist für solche Leute häufig ein Kapital, mit dem man nach Belieben schalten und walten kann. Ueber die Behandlung, welcher diese verlassenen Kinder von Seiten ihrer unmenschlichen Beiniger ausgesetzt sind, um zur Ausführung der verlangten oft lebensgefährlichen Kunststücke abgerichtet zu werden, brauchen wir wohl kein weiteres Wort zu verlieren.

**Abgeblüht.** Der Omnibus hält. Eine junge Dame steigt ein. Alle Blöße sind deßhalb. Ganz vorn im Wagen erhebt sich ein alter Herr. „Bitte“, spricht die junge Kolette, „behalten Sie doch Platz, ich kann ebenso gut stehen.“ „Das können Sie machen, wie es Ihnen gefällig ist, mein Fräulein“, versetzte der Herr, „ich steige aus.“

**Ein schauerlicher Mord** ist in dem Alffenthaler Forst bei Seeslen, Kirchspiels Wielitzsch, verübt worden. Der Hüßjäger und Forstgehilfe Bilzeder ging Mittwoch um 1 Uhr Nachts in den königl. Forst, um Wildschilde, resp. die Leute abzufangen, die auf den Wiesen ihre Pferde weiden. Er kehrte nicht wieder. Am folgenden Tage fand man seine Leiche in dem Forst in schrecklich verstümmeltem Zustande vor. Der Hals und das Genid waren mit einer Sense vollständig durchschnitten, und nur die Halswirbelsäule hielt den Kopf am Numpfe fest. Die Brust und der Rücken hatten außerdem über zehn Messerstiche aufzuweisen, von denen mehr als einer lebensgefährlich war. Zudem waren die Arme und der Rücken anscheinend von Schlägen total blau. Die Leiche blieb an Ort und Stelle liegen, bis die telegraphisch herbeigerufene Gerichts-Kommission erschien und den Totbestand aufnahm. Als die mutmaßlichen Thäter sind zwei junge Leute aus Sobollen verhaftet.

**Italienische Briganten.** Wenige Meilen von Rom entfernt, unweit Genzano, wurde vorigen Freitag der Post-omnibus, in welchem sich 11 Personen — 9 Männer und 2 Weiber — befanden, am hellen Tage von 2 bis an die Zähne bewaffneten Briganten angehalten und beraubt, ohne daß diese 11 Leute es wagten, den Räubern Widerstand entgegenzusetzen. Sie wurden alle 11 um ihre Baarschast und um die besten Habseligkeiten, die sie bei sich führten erleichtert. Derartige Mittheilungen müssen recht beruhigend auf die in Italien herumbummelnden Touristen wirken.

**Ein Familienfehler.** Frä. Fanny Schwallenberg von Long Island (N. Y.) stellte sich vor einigen Tagen nicht zum Frühstück ein, und als man sie in ihrem Schlafzimmer suchte, machte man die Entdeckung, daß der Vogel ausgeflogen war. Als die Familienglieder noch in heller Verzweiflung darüber Verathung pflogen, wohn denn eigentlich ihre Fanny gerathen sei, klingelt es an der Thüre und ein Telegraphenbote liefert eine Depesche der Vermissten ab, worin sie den Ihrigen bekannt giebt, daß sie sich von dem Sohne ihres Nachbarn, Walter Berden von Ravenwood, habe entführen lassen, daß sie mit ihm bereits getraut sei und daß sie zusammen zunächst nach Philadelphia abgereist seien. Der verstorbenen Schwallenberg hat seinen 4 Kindern, 3 Töchtern und 1 Sohn, 150,000 Dollar hinterlassen, Fanny ist die jüngste und erst sechzehn Jahre alt. Walter Berden's Vater ist ebenfalls reich und der junge Ehemann 25 Jahre alt. Walter war in Schwallenberg's Hause

In diesem Augenblicke ertönte eine jugendliche Stimme, die Harley völlig unbekannt dünkte und ihn dennoch gewaltig zusammenfahren machte, am Eingang der Stube.

Die Thüre hatte sich während der letzten Rede Harley's geöffnet und Remy und Gerhard mit dem Kästchen waren eingetreten, gefolgt von der nicht wenig neugierigen Annette und Friedel, der den größten Theil des Gesprächs, welches schließlich durchaus nicht mehr leise geführt worden war, mit angehört und das ihn begreiflicher Weise mit gerechtem Staunen, wie auch mit ängstlicher Sorge um die Mutter erfüllt hatte.

Hier ist ein Beweis, daß Mutter Grein die Wahrheit gesprochen! Seht Euch einmal das Kästchen an, das ich bei Herrn von Luvent — der wohl der deutsche Herr van Owen sein wird — gefunden. Wenn es nicht dasselbe ist, in dem sich das gestohlene Geld befunden, so will ich nicht Remy heißen und mein westindisches Engagement meinethwegen — dem Friedel abtreten!

Es war der junge Sänger, der also gesprochen, während Gerhard, von den verschiedenartigsten Gefühlen erfüllt, stumm, doch tief erregt neben dem Freunde stehen blieb.

Unterm Reden hatte Remy die Hülle von dem Kästchen gestreift, das er nun vor Harley auf den Tisch stellte.

Bei dem Anblick der Schatulle stieß Harley einen Schrei der höchsten Ueberraschung aus, der ein Echo fand bei der alten Frau.

Beide hatten sofort das Kästchen erkannt, welches von Frau Grein laut als dasselbe bezeichnet wurde, das van Owen in jener Nacht davongetragen.

Harley sah im ersten Augenblick, daß es das Seitenstück war von der Kassetten, welche Ollenheim ihm vor wenigen Tagen gezeigt, und schon begannen seine Finger die nöthigen Manipulationen zu machen, um das geheime Fach in dem Deckel zu öffnen.

Fest hatte Harley sich das Verfahren eingeprägt, und schon beim ersten Versuch öffnete sich der Deckel, die Porträts kamen zum Vorschein, die ergreifenden Embleme des Todes — doch auch eine Anzahl Briefe und ein alter Schlüssel mit geöffnetem Bart.

Herr, du mein Gott! schrie der Entsetzte aus mit einem gemischten Gefühle von Staunen, Schreck und Freude. Es ist so! Es ist die Schatulle Ollenheim's und hier — ein Hauptschlüssel, der wohl das andere Kassenschloß, wie auch die Thüre des Kassenzimmers öffnen wird. — Van Owen ist der Dieb! — Doch diese Briefe? — die Schrift? — welche neue Entdeckung! — es ist die Hand meiner Frau!

Und in einer immer steigenden Aufregung hatten seine zitternden Finger die Briefe ergriffen, darinnen geblättert, endlich einen derselben geöffnet und nun las er, mit Tönen, die immer weicher, ältlicher wurden:

Ich will Ihren Bitten nicht länger widerstehen und habe Alles eingeleitet, daß Sie Jemals in meiner Wohnung sehen und sprechen können. Mein Mann geht um 2 Uhr ins Komtoir;

persona grata, daß aber zwischen den Beiden ein Liebesverhältniß bestand, hatte soweit Niemand bemerkt. Die Mutter machte gute Miene zum bösen Spiel und bald nach Empfang der Neuigkeit ward eine Gratulationsdepesche an das junge Paar abgefaßt, worin die beiden Durchbrenner eingeladen wurden, zurückzukehren und ihren Honigmond im Kreise der Ihrigen zu verleben. Das Komische an der ganzen Geschichte ist aber, daß Fanny's nunmehr glücklich verheiratete Schwester ebenfalls von ihren „Beaus“ entführt worden waren. Wahrscheinlich gelistete es der jüngsten nach einem romantischen Anfang ihres Ehelebens. Es ist ein wahres Glück, daß solche Geschichten zur Sauregurkenzeit nur immer in Amerika passiren.

**Das Frauenstudium in Zürich,** welches sich anfänglich nur auf Russinnen erstreckte, deren erste im Wintersemester 1864/65 erschien, hat in der Zwischenzeit einen ziemlich allgemeinen Charakter angenommen. Es haben sich in den letzten Jahren Damen aus aller Herren Länder eingestellt. Die höchste Zahl, welche die Russinnen erreichten, war 100, 77 in der medizinischen, 22 in der philosophischen, 1 in der staatswissenschaftlichen Fakultät. Im Sommer 1873 vertrieb der belannte Ulas von Gortschalow die Russinnen aus Zürich; das nächste Semester sah ihrer nur noch 12 dortselbst, und zwar 8 in der medizinischen und 4 in der philosophischen Fakultät. Zu jener Zeit studierten 2 Schweizerinnen, 4 Deutsche, 1 Oesterreicherin, 1 Engländerin, 2 Serbinnen, 1 Französin und 1 Amerikanerin Medizin, außerdem 1 Deutsche, 1 Oesterreicherin und 1 Serbin Philosophie. Die Gesamtzahl aller Studentinnen, die im Sommer noch 114 betrug, war im folgenden Semester auf 29 gesunken. Im Winter 1874/75 stieg diese Zahl wieder auf 33, diejenige der Russinnen sank auf 1. Im Sommer 1877 war gar keine Russin immatrikulirt. Allmählich stieg die Gesamtzahl wieder bis auf 24 (im Winter 1882/83) an. Es befanden sich damals in der medizinischen Fakultät 7, in der philosophischen 10 Russinnen, in der erstern auch 2 Deutsche, 2 Oesterreicherinnen, 1 Rumänin, 4 Nord- und 1 Südamerikanerin. In der philosophischen Fakultät waren 2 Schweizerinnen, 1 Deutsche, 1 Oesterreicherin immatrikulirt. Das gegenwärtige Semester zählt wieder 45 Studentinnen, und unter diesen befinden sich 9 Schweizerinnen (im vorausgegangenen Semester 11); diese Studentinnen vertheilen sich bezüglich der Fakultät in ähnlicher Weise wie in den vorausgegangenen Semestern.

**Sprüchwörter.** Ein altparisches Sprichwort sagt: Wegen eines Nagels geht ein Fußstein verloren, wegen eines Fußsteins ein Pferd, wegen eines Pferdes ein Reiter. Kann man bezeichnender die Wiederherstellung kleiner Schäden darstellen als es durch dieses Sprichwort geschieht? Nur ein Reimschmelzer entwirft ihm: „Ein zerrissener Faden verleiht ein Rasche an Strumpfe, die verlegte Rasche bildet ein Lochlein, das Lochlein ein Loch und das Loch kostet den Strumpf.“ Ein anderes: „Eine Weinbeere macht einen Tropfen Most und viele Tropfen einen Schoppen und der erquickt einen Müden und Verschmachteten.“ Ein drittes: „Wenig verloren oft, macht einmal viel verloren.“ Dieser Spruch wäre mancher Hausfrau sehr zu empfehlen, aber auch solcher Männern, die dem Spiel ergeben sind.

**Das Denkmal des russischen Dichters Turgenjew's** ist auf dem Volkonskischhof eingeweiht worden. Das Denkmal besteht im Wesentlichen aus einem gewaltigen Block von schwarzem Granit auf einem Fundament grauen Granites. Der Block trägt die Aufschrift: Iwan Sergejewitsch Turgenjew 1818-1883. Das Ganze macht einen imponirenden Eindruck.

**Menden.** 1. Juli. Der „R.“ wird geschrieben: „Der Raubmörder Deschid treibt in der hiesigen Gegend sein Wesen mit einer Frechheit, die wirklich ihres gleichen sucht, und lebhaft an die alten Ritter- und Räubergeschichten erinnert. Der gefährliche Patron dringt in die hier ziemlich zerstreut liegenden Dörften am hellen lichten Tage und läßt sich von den Frauen, die um diese Zeit meist allein zu Hause sind, Speise und Trank abschleichen, sich rühmend, daß er von der Polizei gesuchte Schurke sei. Er scheut sich nicht, in den Feldern die Leute aufzusuchen und mit ihnen zu sprechen, allerdings wagt er dies immer nur mit einzelnen Personen. Daß unter diesen Umständen die Aufregung in hiesiger Gegend eine sehr große ist, läßt sich wohl denken.“

### Briefkasten der Redaktion.

W. Unter 14 Jahren in jedem Falle strafbar; vom vollendeten 14. bis zum vollendeten 16. Lebensjahre bei Verführung. Der Betrirkthurm ist 96,34 M. hoch.

J. A. Dem Schlafbuschen muß zum 15. des Monats gelündigt werden, damit das Miethsverhältniß gelöst wird. Ein Anrecht auf Aushändigung eines Hauschlüssels hat er nicht.

Kommen Sie eine halbe Stunde später und Sie werden Jemals bei mir finden. Was ich hier thue, ist wohl Unrecht und Sünde, doch ich kann nicht anders; ich empfinde zu tief Euer Weiber Weh und habe die arme Jenny zu lieb, um ihr nicht zu helfen, so weit dies in meinen schwachen Kräften steht!

Elisabeth.

Nur mit Mühe hatte Harley das Billet zu Ende gelesen. Jetzt entstieg seiner Brust ein Ton, ein Seufzer, so bang und doch auch wieder so froh, so hoffnungreich klingend, als ob sein Herz von einer furchtbaren Last, die lange und schwer auf diesem geruht, endlich, endlich befreit worden wäre. Der Ton, lang und zitternd ansteigend, ging endlich in ein Weinen über, das er nicht mehr zurückhalten vermochte. Zugleich sank er wie gebrochen auf einen Stuhl, seine Augen drückend und pressend, überließ er sich ohne Rückhalt dem Schmerze, den er empfinden mußte. Des Mannes Gebahren war so ergreifend, daß in seiner Umgebung wohl kein Auge trocken blieb, obgleich nur die alte Frau die ganze furchtbare Bedeutung dieses Auftritts kannte.

Gerhard hatte anfänglich dieser Szene stumm und fast unbeweglich dagestanden. Sein Herz, das laut aufzubeln, wollte bei der endlichen Entdeckung des wirklichen Diebes, dessen ruchlose That in all ihren schlimmen Folgen er hatte mit tragen müssen, zog sich krampfhaft, fast blutend zusammen bei dem Gedanken, daß der nunmehr entlarvte Verbrecher — der Vater seiner armen Helene war. Doch bald wurde seine Aufmerksamkeit in noch höherem Grade in Anspruch genommen. Der Mann, der sich in letzter Zeit in so eigenthümlicher, räthselhafter Weise ihm genähert, den er nur unter dem fremden Namen Harley kannte und der doch einen solchen außerordentlichen Antheil an der Entdeckung des Verbrechens nahm, als sei es die Hauptperson des ganzen verwickelten Dramas — wer war es? — Sein Herz sagte es ihm, doch sein Kopf konnte es noch nicht fassen. Doch jetzt — auch Gerhard hatte einen der Briefe ergriffen, die Handschrift seiner Mutter erkannt — jetzt las der fremde Mann die Beilen, welche seine Mutter geschrieben hatte — jetzt begann er zu weinen, und nun — nun klang es in ergreifenden Tönen durch das Weinen hervor:

Mein armes Weib! Meine armen, armen Kinder!

Nun hielt sich Gerhard nicht länger.

Sein Herz drohte zu zerpringen, und fühlend, daß es ihm im nächsten Augenblicke nicht mehr möglich sein würde, ein Wort hervorzubringen, rief er mit einem lauten, fast krampfhaften Aufschrei:

Mein Vater!

und stürzte sich zugleich weinend zu den Füßen des Mannes, der ihn empordob, an seine Brust drückte, sein Antlitz mit Thränen benetzte, mit Küffen bedeckte und ein — über das andere mal ihm zuflüsterte:

Mein Sohn! mein armer, geliebter Sohn! — Verzeihung! Verzeihung Deinem Vater!

(Fortsetzung folgt.)